



Monumentalbüste St. Benedikt, in Silber getrieben und ziseliert, Neapel um 1700. – Von der Regierung von Obwalden, von der Gemeinde und Dorfschaft Sarnen 1941 aus dem Kunsthandel erworben und dem Benediktinerkollegium Sarnen zum Hundertjahrjubiläum als Geschenk überreicht.

BENEDIKT VON NURSIA

Ein Aufbruch war sein ganzes Leben,
ein Neubeginn, ein Morgenlicht.
In seinem Antlitz liegt die Schwere
der Nacht, voll Abschied, voll Verzicht.

Er fand in Rom nicht, was er suchte.
Die Welt, die feil war, gab ihm nichts.
Das Reich, zerborsten, lag darnieder.
Das waren Zeichen des Gerichts.

Da ging er fort, ein Licht erspürend,
zur Einsamkeit Subiacos hin.
Im Herrn zu sein, ihm ganz zu dienen,
war nun sein Weg, sein Lebenssinn.

Gebet und Arbeit, Herz und Hände,
wo eins das andere befreit,
erhob er zum Gesetze jener,
die alles ihrem Gott geweiht.

Er fügte Milde zu der Strenge
und wollte maßvoll sie gepaart.
Bei Schwachen kannte er Erbarmen.
Den Vatersinn hat er gewahrt.

Die letzte Stätte war Cassino.
Sie wurde eine Gottesstadt.
Umkämpft, zerstört und neu erstanden,
schrieb sie Geschichte Blatt um Blatt.

Dem Tod ging stehend er entgegen,
denn ungebrochen war sein Geist.
Ein Licht ist Benedikt geblieben,
der anders uns zu leben heißt.

Alphons Hämmerle, 2. September 1980



Bild aus der Benedikts-Vita der Augsburger Gebrüder Klauber 1768. Es zeigt St. Benedikt, der mit der bekannten Benediktus-Medaille vom Himmel aus den Guten Gnaden vermittelt (ein Putto schüttet den Segen in der Form von Medaillen aus) und die Feinde des Kreuzes vernichtet (ein vom Benediktus-Kreuz ausgehender Blitz trifft die Feinde): *Benedicta bonis – maledicta malis!*

Zum Jubiläum des heiligen Benedikt

Eineinhalb tausend Jahre sind seit der Geburt jenes Mannes verstrichen, den Gregor der Große († 604) im 2. Buch seiner Dialoge einen «*Vir Dei, gratia Benedictus et nomine – einen Mann Gottes, durch Gnade und dem Namen nach Gesegneten*» nennt.

Aus einem edlen Geschlecht in Nursia entsprossen, wandte sich der junge Mann in Rom dem Studium zu. Angeekelt von der Sittenverderbnis in der Stadt, gab er es bald auf und zog sich, wie Papst Gregor schreibt, «wissentlich unwissend» in die Einsamkeit zurück, wo er sich in seinem strengen Büsserleben ganz Gott öffnete und tiefen Einblick in die göttlichen Geheimnisse gewann. Von Hirten entdeckt, schlossen sich ihm bald Jünger an, die von ihm den Weg zu Gott kennen lernen wollten. Schließlich schrieb Benedikt um 525–530 auf Montecassino eine Mönchsregel, die Gregor mit den Worten «ausgezeichnet durch weise Maßhaltung und lichtvoll in ihren Worten» kennzeichnet. Diese Regel wurde dank ihrer tiefen Menschenkenntnis und Erzieherweisheit die große Lehrmeisterin der germanischen Völker, die eben in dieser Zeit der Völkerwanderung das römische Reich zum Erliegen brachten und neue Reiche gründeten, die den Beginn des heutigen Europa einleiteten.

Der *Mann Gottes*. In diese zwei Wörter kann der Inhalt der Regel im Wesentlichen zusammengefaßt werden. Benedikt entwickelt in ihr keine abstrakten Ideen. Er sieht den konkreten Menschen vor sich, den Menschen, der das Bild des erhabenen Gottes in sich trägt und trotzdem durch eigenes Verschulden, im Ungehorsam gegen Gott, in die Befangenheit des Bösen verstrickt ist. Diesem Menschen kann er einen Weg des Heiles anbieten, eines Heiles, das wohl das Mittun des Menschen erfordert, aber doch alle seine Möglichkeiten weit übersteigt.

«Höre, mein Sohn, die Lehren des Meisters und neige das Ohr deines Herzens. Nimm die Mahnungen des gütigen Vaters willig an und erfülle sie in der Tat. So wirst du durch mühevollen Gehorsam zu dem zurückkehren, von dem du dich durch trägen Ungehorsam entfernt hast. An dich richtet sich nun mein Wort, wer immer du bist, wenn du dem Eigenwillen entsagst, und die starken, glänzenden Waffen des Gehorsams ergreifst, um dem wahren König, Christus, dem Herrn, zu dienen.» So beginnt Benedikt das Vor-

wort zur Regel. Er spricht den Menschen an, tritt aber selbst völlig zurück und läßt im Grunde den Anruf von Gott selbst ergehen.

Höre, mein Sohn! Öffne das Ohr deines Herzens! Benedikt hatte diesen Anruf vernommen und ihn tief in sein Herz eingehen lassen. Im Beten und Büßen während der Jahre seines Einsiedlerlebens hat dieser Ruf ihm wunderbare Früchte getragen und ihn zu jenem gesegneten und begnadeten Mann Gottes heranreifen lassen, daß er der Vater des abendländischen Mönchtums wurde. Im geduldigen Durchstehen der Anfechtungen in der Kraft Gottes ist er Herr über sich selbst geworden und konnte nun in voller Freiheit Diener des höchsten Herrn und zugleich der Menschen sein. Vertraut mit allen Regungen des menschlichen Herzens und wohl bewußt der Individualität, die jedem Menschen aufgrund seiner Eigenart und seines Charakters zukommt, wurde er der große Lehrer eines christlichen Lebens, das für hoch und niedrig, für Gebildete und Ungebildete in der «*Schule des göttlichen Dienstes*» wegweisend war.

Eigentlich legt Benedikt in seiner Regel kaum etwas anderes dar, als was er im Evangelium gefunden und in seinem Leben selbst erfahren hatte. Wahrhaft Mensch sein heißt: stets unter den Augen Gottes leben, sich stets vom gütigen Blick Gottes begleitet und von seiner Liebe, die er uns in Jesus Christus geschenkt hat, getragen wissen.

Man kann sich diesen aufbauenden Menschen nicht vergewärtigen, ohne eine tiefe Sehnsucht nach dessen Nähe zu empfinden.

Walter Nigg über St. Benedikt

Höre, mein Sohn, was der Herr getan! In all dem, was Benedikt in seiner Regel darlegt, will er in Dankbarkeit Antwort geben auf das göttliche Wirken im Menschen. Er denkt dabei an die Jüngergemeinde von Jerusalem, die in freudiger Dankbarkeit Gott pries und alles gemeinsam hatte. So soll nach der Weisung Benedikts dem Lobe Gottes nichts vorgezogen werden. Diese Haltung drängt zu voller Nachahmung des Herrn, der gehorsam, arm und ehelos durch dieses

Leben ging und bei der Erfüllung seines hohen Auftrages stets dem Vater im Himmel zugewandt lebte. In diese Nachahmung ist auch die Arbeit des Mönches einbezogen, sei es ein Handwerk, sei es Wissenschaft und Kunst oder Unterricht und Seelsorge. Gebet und Arbeit vor dem Antlitz des Herrn sind nicht gegensätzliche Beschäftigungen, sondern Erfüllung des Lebens und dienen der stetigen Umkehr und Vergöttlichung des Menschen.

Dieses ganze Tun steht nicht isoliert im Raum. Es spielt sich in der Gemeinschaft der Mitbrüder ab, deren Mittelpunkt Christus, der Herr, selbst ist. Sie bietet dem einzelnen den Entfaltungsraum. Sie wird ihm freilich auch mit dem Gebet und mit der Arbeit Mühe und Überwindung abfordern, jene Aszese, ohne die dem kreuztragenden Herrn zu folgen, nicht möglich ist. Immer ist der Herr in all dem, was er in seinem Erdenleben vorgelebt hat, Beispiel, Hilfe und Kraft. Benedikt beobachtete in allem weise Maßhaltung, die Mutter aller Tugenden, wie er sie nennt, und zielt in der gesamten Lebensführung auf Ordnung und ehrfürchtige Haltung gegenüber allem, womit immer der Mönch zu tun hat; denn auf allen Geschöpfen ruht der Glanz Gottes und das Licht der Erlösung.

Auf diesen Grundlagen ist Benedikt der «Vater des Abendlandes» geworden. Von diesen Grundlagen allein kann Licht, Kraft und Heil für unsere Zeit erwartet werden.

† Dominikus, Abt

Der Landammann von Obwalden zum Benediktus-Jubiläum

Aus dem Bettagsmandat 1980

Nach einem alten, schönen Brauch pflegen verschiedene Kantonsregierungen zum Eidgenössischen Dank-, Buß- und Betttag eine besinnliche Botschaft an das Volk zu richten. Dem Landammann des Standes Unterwalden ob dem Wald, Herrn Willy Hophan, gab dieses Jahr das Benediktus-Jubiläum Anlaß zu zeitgemäßen und ernsten Überlegungen. Als sein Bettagsmandat im Amtsblatt erschien, lagen unsere Manuskripte schon in der Druckerei. So können wir, mit Erlaubnis des Herrn Landammanns, nur einen Auszug aus dieser Botschaft, die uns sehr gefreut hat, in unser Heft aufnehmen.

Benedikt wollte, daß das christliche Leben sich im Rhythmus von Gebet und Arbeit vollziehe, und diese Einheit von Gebet und Arbeit hat einmal die Welt erneuert. Nicht wörtlich, aber dem Sinne nach findet sich bei Benedikt die bekannte Devise «Bete und arbeite». Wir sind dankbar, daß in unserem Kanton vier von der Regel Benedikts geformte Gebets- und Arbeitsgemeinschaften existieren: in Sarnen das Benediktinerkollegium und das Kloster St. Andreas, in Engelberg die Abtei, im Melchtal das Frauenkloster.

Wir laufen heute, im Zeitalter der Hektik und des Manageriums, Gefahr, das Gleichgewicht zwischen den beiden Elementen von Gebet und Arbeit zu verlieren. Der Eidgenössische Betttag will uns auf diese Gleichgewichtsstörung aufmerksam machen. Es liegt an uns, daß wir uns nicht nur selber zu Sklaven der Arbeit erniedrigen. Der Mensch kann nicht nur durch Arbeitgeber der Arbeit untergeordnet werden, das kann er auch selber tun. Man verwechsle nicht Fleiß mit Arbeitswut. Solange wir die Arbeit als Auftrag Gottes verstehen, fühlen wir uns nicht einem blinden Gesetz ausgeliefert, sondern im Dienste dessen stehend,

der der wahre Inhalt unseres Lebens ist. Weil wir Ebenbilder Gottes sind, leben wir unter dem Gesetz der Arbeit und ahmen so den schöpferisch tätigen Gott nach. Gewissenhafte Arbeit macht den Menschen froh und zufrieden, gemäß den Worten Benedikts zum Goten, dem er das ins Wasser gefallene Beil zurückgab: «Geh an die Arbeit und sei nicht traurig.»

Das notwendige Gleichgewicht zur Arbeit ist das Gebet. In der Bedeutung Benedikts für uns alle kann es sich hier nicht um das gemeinsame Gotteslob handeln, das den Mönchen aufgetragen ist. Es geht hier um die Heiligung des Sonntags, um das Gebet in der Familie, um das Gebet, das aus dem Herzen und über die Lippen des Einzelnen zu Gott dringt. Wenn Benedikt wünscht, daß dem Gottesdienst nichts vorgezogen werde, so will er uns sinnentsprechend zum Betttag ans Herz legen, daß wir das Gebet nicht zu kurz kommen lassen. Der Sinn und die Notwendigkeit des Betens werden heute von der Erfahrung der technisierten Welt her in Frage gestellt. Hinter dieser Frage steht die Vorstellung, die Technik habe das Gebet, gemeint ist das Bittgebet, überflüssig gemacht. Hüten wir uns vor dieser Blickverengung. Das Beten befreit uns aus der Verkrampfung in diese Welt, das Beten macht uns frei. Beim Beten geben wir Gott, was Gottes ist.

Möge der Eidgenössische Betttag 1980 – 1500 Jahre nach der Geburt St. Benedikts – in uns allen den Sinn für das harmonische Gleichgewicht zwischen Gebet und Arbeit erhalten, gemäß der Devise des Schutzpatrons Europas: Bete und Arbeite!

«Die Benediktsregel»

Unter diesem Titel hat Abt Georg Holzherr von Einsiedeln ein Buch über die Regel des heiligen Benedikt herausgegeben.* Dürfen wir dieses Buch als Gabe des Klosters Einsiedeln – der Verfasser widmet es *Fratribus Eremitis* – und zugleich der Schweizerischen Benediktiner-Kongregation, deren Präses Abt Georg seit dem Herbst 1979 ist, zum Benediktus-Jubiläum ansehen? Wir haben dieses Buch mit Spannung erwartet und mit dankbarer Freude aufgenommen. Man betrachte das neue Buch ja nicht als eine sogenannte «leichtverständliche» Regelerklärung, die weder an den Verfasser noch an die Leser große Ansprüche stellt. Dieses Buch will man studieren, nicht nur lesen. Abt Georg erklärt die Regel aus der altchristlichen Spiritualität, mit der die geistliche Lehre der Regel weitgehend identisch ist. Der Verfasser gibt dem Buch den Untertitel «Eine Anleitung zu christlichem Leben». Diese Formulierung entspricht der Intention Benedikts.

Verweilen wir ein wenig bei der «Einführung», die eine Synthese aller wissenschaftlichen Probleme um die Regel und zugleich eine kurze Zusammenfassung des Inhalts des Buches darstellt. Probleme wie das des Verhältnisses zwischen Magisterregel und Benediktsregel und andere können hier übergangen werden, da der Verfasser das alles darlegt, den Hauptwert aber auf die geistlichen Quellen der Regel Benedikts legt, die «eine Synthese zwischen der Spiritualität des Ostens und des Westens» darstellt. Der Verfasser verfügt über eine außergewöhnliche Kenntnis der Quellen, hat er doch vor gut zwanzig Jahren seine Doktorarbeit an der kirchenrechtlichen Fakultät der päpstlichen Universität vom Lateran über die «Regula Ferioli, ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte und Sinndeutung der Benediktinerregel» geschrieben. Von seinem Regelkommentar sagt er bescheiden, daß nicht Wissenschaft Ziel des Buches sei. Er wolle nicht einen der bestehenden systematischen Regelkommentare ersetzen. Dennoch ist sein Kommentar wissenschaftlich, aber etwas Neues in dieser Art. Er läßt, wie keiner bisher, die geistlichen Quellen der Benediktsregel reichlich fließen und hofft, «daß aus den Wurzeln der Benediktsregel

* Die Benediktsregel. Eine Anleitung zu christlichem Leben. Benziger Verlag 1980 (ausgeliefert anfangs Juli), 370 Seiten, farbiger Umschlag.

Wir müssen wissen, daß wir nicht durch viele Worte Erhellung finden, sondern in der Lauterkeit des Herzens.

Regel Kap. 20

spirituelle Lebenskräfte der frühen, ungeteilten Christenheit in unsere Gegenwart hinein fließen». Nach seiner eigenen Aussage befaßt sich sein Kommentar «hauptsächlich mit den spirituell bedeutsamen Teilen der Regel».

In dieser Einführung stieß ich auf einen Abschnitt, der mich überraschte, weil mir dieser Gedanke noch nie so lebendig ins Bewußtsein getreten war, der Gedanke einer «meditativen Lektüre der Regel». Daß das möglich ist, das zeigt uns das Buch von Abt Georg, dessen Intention diese ist: «Der Kommentar will nicht Wissensstoff anhäufen, sondern im Sinne der alten Spiritualität dazu verhelfen, daß die ganze Person aus ihrer Mitte heraus Auge und Ohr werden kann für Gott.» Auf ein solches Buch haben wir schon lange gewartet, und es hält auch, was es verspricht. Wenden wir uns einigen Abschnitten zu.

Benedikt spricht in vier verschiedenen Kapiteln vom *Gebet*. Was Abt Georg dazu schreibt, ist wie eine Lehre vom Gebet. So sagt Benedikt, daß der Mönch «sich oft zum Gebet niederwerfen» solle. Schon diese Übersetzung ist ungewohnt, aber begründet. Das «orationi frequenter incumbere» findet man gewöhnlich übersetzt mit «dem Gebet häufig obliegen». Abt Georg bietet überhaupt eine neu durchdachte Übersetzung der Regel, ein Zeichen, wie intensiv er sich mit dem Text auseinandersetzt, bevor er an den Kommentar heranging. Er bringt das zitierte Wort vom Gebet in Zusammenhang mit der Mahnung des Herrn, «daß man allezeit beten müsse und nicht nachlassen dürfe» (Lk 18, 1) und mit dem Apostelwort: «Betet ohne Unterlaß!» (1 Thess 5, 17) Das Gebet muß aus einem reinen Herzen hervorkommen, nur dann führt es – nach Kassian – zum Ziele, «Jesus mit dem inneren Auge der Seele zu sehen». Nach Evagrius Pontikus «haben wir keine Vorschrift, unablässig zu arbeiten, zu wachen oder zu fasten; aber es besteht für uns das Gesetz, unablässig zu beten.» Nach Orige-

nes muß das ganze Leben eines Christen kultischen Charakter haben. Nach diesem Lehrmeister «kann das ganze vom Glauben motivierte Leben und Tun eines Christen als Gebet verstanden werden». Nach Basilius, den Benedikt ausdrücklich «unseren heiligen Vater» nennt, hat man im Gebet nur *Augen für Gott*, dessen Blick auf uns ruht. Wie dankbar sind wir für den Hinweis auf Cyprian, der unmißverständlich klar macht, daß die tiefe Gottverbundenheit christlichen Betens keine Entfremdung von der Welt der Menschen und ihrer Nöte zur Folge haben darf. So kann man langsam im Mutterboden von Benedikts Gebetslehre Wurzel fassen und mit reinem Herzen beten lernen. Es wird auch deutlich, daß die «Reinheit des Herzens» nicht zu eng gefaßt werden darf, sondern als Lauterkeit der Absicht und Selbstlosigkeit des Wollens zu verstehen ist. Das sind nur einige Hinweise auf die reichen Aussagen des Buches über das Gebet.

Das asketisch motivierte *Arbeitsethos* des hl. Benedikt – er handelt in Kapitel 48 von der täglichen Handarbeit – ist von Basilius beeinflusst. Ein Leben ohne ausreichende Arbeit und Tätigkeit ist allen seelischen Gefahren ausgesetzt. Abt Georg zitiert ein von Kassian überliefertes ägyptisches Diktum: «Ein Mönch, der arbeitet, wird von einem (Arbeits-)Teufel gezwickt, ein arbeitsscheuer wird von zahllosen Dämonen überfallen.» Charakteristisch für Benedikt ist der Wille zum *Maßhalten*. Wiederum ein Zitat von Kassian: Der Evangelist Johannes sei von einem jungen Jäger, einem Philosophen, aufgesucht worden, als er eben gemütlich ein Rebhuhn streichelte. Gefragt, warum er sich für eine so schlichte Erholung Zeit nehme, habe jener zurückgefragt, warum ein Jäger seinen Bogen nicht immer gespannt herumtrage. Auf die Antwort, dauernd überspannt müsse der Bogen

Die Verwurzelung Benedikts in der besten spirituellen Überlieferung der noch ungeteilten Christenheit erklärt zum großen Teil die kaum zu überschätzende Wirkung seiner Regel im Abendland.

Abt Georg Holzherr

Die Regel ist eine Kurzfassung der Heiligen Schrift. Benedikt will Menschen der Seligpreisungen formen.

Abt Georg Holzherr

seine Spannkraft verlieren, antwortete Johannes, daß ebenso eine gelegentliche kurze Entspannung der Spannkraft des Geistes förderlich sei. Ich habe dieses Beispiel zitiert, um zu zeigen, wie umfassend dieses Buch Benedikt im Zusammentrag der Väterüberlieferung zeigt.

Zum Kapitel über die *Demut* bemerkt Abt Georg: «Die Regel will eine *Spiritualität des Herzens* vorlegen.» Dem entspricht der Titel des Büchleins «Der Weg zur Seelenreife», das P. Thomas Jünger, ein viel älterer Mitbruder von Abt Georg, vor 52 Jahren über das Demutskapitel geschrieben hat. Eine Neuauflage dieses Büchleins käme am vorliegenden Kommentar nicht vorbei. Wie gewinnbringend ist es, die Ausführungen von Abt Georg über die Demut zu studieren und sich dabei von allem Verbogenen, das sich mit der Zeit an dieses Wort geheftet hat, zu befreien! Zur Demut gehört innere Freiheit, Gelassenheit, Heiterkeit des Gemütes, Lauterkeit des Herzens. Wirkliche Gotteserfahrung ist nur den Demütigen möglich, das heißt denen, die im Sinne des Evangeliums «reinen Herzens» sind. Abt Georg zitiert aus den «*Vitae Patrum*»: «Einer der Väter sprach: Wie es unmöglich ist, daß jemand in trübem Wasser sein Gesicht sehen kann, so kann auch die Seele nicht in beschaulicher Weise zu Gott beten, wenn sie nicht von allen Gedanken geläutert ist, die sie ihr selbst entfremden.»

Man lese, was Abt Georg zu jenen Stellen der Regel schreibt, wo Benedikt von der *Gegenwart Gottes* spricht (Kapitel 4, 7 und 19): «Die Ehrfurcht vor Gott, die Ergriffenheit oder Betroffenheit von der Gegenwart des heiligen Gottes und die Gewißheit, *unter Gottes Augen* zu leben, gehören für Benedikt zum Fundament eines christlichen Lebens.» Häufig treffen wir bei den Vätern das Bild von den *Augen Gottes über uns* und umgekehrt: «Meine Augen schauen stets auf den Herrn» (Basilius). Und Abt Georg faßt zusammen: «Im Gebet hat man nur Augen für Gott, dessen Blick auf uns ruht.»

Der neue Regelkommentar des Einsiedler Abtes will keinen der früheren Kommentare ersetzen, wie die von Benedikt van Haeften (1644), Augustin Calmet (1750), Paul Delatte (1913), Cuthbert Butler (1919), Ildefons Herwegen (1944) und Basilius Steidle (1952). Er läßt sie bestehen und bietet dafür etwas ganz Neues. Keiner der früheren Kommentatoren ist in solcher Breite den Quellen der Regel nachgegangen und so tief in ihren geistlichen Mutterboden hinabgestiegen. Was bei Steidle ein einleitendes Kapitel («Der Mutterboden der Heiligen Regel») von 23 Seiten ist, das ist nun bei Abt Georg ein Buch von 370 Seiten. Dafür verzichtet er absichtlich auf ordensgeschichtliche, verfassungsrechtliche und andere Erklärungen. Sein Buch hat ausschließlich theologisch-geistlichen Charakter, es will, wie der Untertitel andeutet, «eine Anleitung zu christlichem Leben» sein und kommt damit der Intention der Regel wohl am nächsten, die uns lehrt, «unter der Führung des Evangeliums auf den Wegen des Herrn voranzuschreiten, damit wir ihn schauen dürfen» (Vorwort der Regel).

Eine schönere Gabe hätte uns zum Benedikts-Jubiläum kaum geschenkt werden können als dieses Buch des Abtes von Einsiedeln. Nicht nur die Benediktiner, auch die engagierten Christen sind ihm dafür dankbar. Das Buch schließt mit den Worten: «Zusammenfassend darf man sagen, daß die Benediktsregel Menschen der Kirche, Menschen der Seligpreisungen formen will.»

P. Rupert Amschwand

Die Überlieferung des Regeltextes

Stand der Forschung

Original, Autograph St. Benedikts, verschollen.

Abschrift aus dem 6. Jahrhundert, um 577 vor den Langobarden in den Lateran geflüchtet, um 750 nach Montecassino zurück, um 886 Opfer einer Feuersbrunst.

Abschrift nach 787 für Karl den Großen in Aachen, verschollen.

Abschrift um 817 für die Reichenau, nach dem Regelforscher R. Hanslik, verschollen, nach andern identisch mit dem St. Galler Codex 914.

Abschrift um 820 für St. Gallen, befindet sich heute noch als Codex 914 in der dortigen Stiftsbibliothek, gilt als der beste Textzeuge der Benediktsregel («textus purus» genannt).

Einen neben der St. Galler Überlieferung selbständigen Regeltext («textus receptus» genannt), der seine Existenz den Beziehungen der Reichenau zu oberitalienischen Klöstern und Montecassino verdankt, bietet die ehrwürdige Handschrift, die nach der Tradition der hl. Meinrad 861 von der Reichenau in den Finstern Wald mitnahm: Einsiedler Codex 236.

Um 1030 brachte Propst Reginbold, der erste Einsiedler Mönch in Muri, eine Abschrift von Codex 236 ins neue Kloster. Diese Regelhandschrift, die den Anfang und die Grundlage des benediktinischen Lebens in Muri bildete, ist der großen Brandkatastrophe vom Jahre 1300 zum Opfer gefallen. Fast 200 Jahre nach der Erfindung des Buchdrucks schrieb man in den Klöstern liturgische Bücher, auch die Ordensregel, noch mit der Hand. So besitzt Muri eine Regelabschrift in gepflegter Renaissance-Kursive aus der kalligraphischen Schule des Malermönches Johann Caspar Winterlin, geschrieben um 1630/1640. 1621 gab die neue Klosterdruckerei eine deutsche Übersetzung der Regel heraus.

Singt dem Herrn ein neues Lied

Ps 95,1

*HERR, Du bist der Ewig-Gleiche,
der unveränderliche große Gott.
Deine Tage wachsen nicht
und Deine Monde gehen nie zur Neige.
Du bist uralte und ewig jung,
Du bist, der ist seit immer.*

*Nur unsre Tage werden länger
und steigen in die späten Jahre hin.
Wir ermüden an den Stunden
und sterben langsam weg.*

*Wir singen Dir die Lieder,
die vor tausend Jahren
unsre Väter sangen,
wenn sie voll Glauben und Vertrauen
vor Deinem Antlitz standen.*

*So stehn auch wir vor Dir,
erhabener, heiliger Gott,
und singen Dir im Sinken unsrer Tage
ein neues Lied,
das Lied der Liebe,
darin wir Dir entgegenwachsen.*

Bruno Stephan Scherer
Gedichte aus einem Benediktinerkloster 1977

Das Benediktinerkollegium Sarnen

Skizzen einer Schulgeschichte

Vorbemerkung

Der Untertitel «Skizzen einer Schulgeschichte» zeigt an, daß es sich im folgenden nicht um eine wissenschaftlich ausgewogene Arbeit handelt. Es ist ein «Mosaik» aus Steinen freier Viertelstunden. Ich habe keine Originalquellen verarbeitet, sondern meine Kenntnisse aus Jahresberichten und aus unserer Hauszeitschrift «Kollegi-Chronik» geschöpft. Diese Arbeit hat mich fasziniert, unsere Schulgeschichte ist wirklich interessant.

Bewußt habe ich die Ereignisse der letzten Jahrzehnte nur knapp skizziert – sie sind vielen noch in Erinnerung, und mir fehlt die zeitliche und persönliche Distanz. Lebende Personen werden nicht genannt.

«Schulgeschichte» kann im weiteren Sinne verstanden werden. Jedes Kloster Benedikts ist Schule – Schule des Herrendienstes.

Hier an Ort und Stelle (ganz anders als in Gries) sind beide Begriffe von Schule, der eigentliche und der übertragene, so eng miteinander verbunden, daß sie nicht voneinander gelöst werden können. Indem wir Schule halten, sind wir Schüler im Geiste unseres Ordensvaters. Schüler für den Dienst am Herrn.

Widmungen sind oft eine hochtrabende Angelegenheit – und trotzdem habe ich diese Arbeit besonders für unsere gegenwärtigen Schüler geschrieben. Generationen von Patres haben für diese Schule gearbeitet. Daß wir heute hier arbeiten und erziehen dürfen, ist weitgehend das Verdienst unserer Vorgänger. Wir haben im Stafettenlauf der Kollegientwicklung das Holz der «Alten» übernommen und hoffen, daß wir dieses Holz auch einmal weitergeben können.

Der geschichtliche Standort

Seit dem Ende des 16. Jahrhunderts war in den katholischen Orten das höhere Schulwesen fast ausschließlich in den Händen der Jesuiten. Mit wenigen Ausnahmen gingen die zukünftigen Akademiker aus diesen Kantonen durch die Kollegien von Luzern, Freiburg, Solo-

thurn, Pruntrut, Brig oder Sitten. Bis zur Aufhebung des Jesuitenordens und den Jesuitenverboten in verschiedenen Staaten hatten die Väter der Gesellschaft Jesu in Süddeutschland, Österreich und in der Schweiz so etwas wie ein Monopol auf diesem Bildungssektor. Zwar hatten die alten Klöster der Benediktiner, Zisterzienser und Augustiner-Chorherren ihre Hausschulen, aber die Zahl der Schüler war überall beschränkt – Numerus clausus im 17. und 18. Jahrhundert. In Muri und Engelberg war die obere Grenze zwölf, in Einsiedeln 24. Diese Schulen waren zwar nicht ausschließlich für den angehenden Nachwuchs bestimmt, hatten aber doch weitgehend diese Aufgabe. Die Klosterschüler wirkten in einer Zeit, wo in den barocken Stiften die Polyphonie mehr gepflegt wurde als der gregorianische Choral als Sängerknaben. Als durch die Aufhebung des Jesuitenordens in der katholischen Schweiz eine Leere entstanden war, gingen die Klöster zögernd daran, die Türen ihrer Hausschule weiter zu öffnen – dies um so mehr, als sie nun einem aufgeklärten Zeitgeist gegenüber den Beweis liefern mußten, im Sinne der Volksbildung und der Humanität nützlich zu sein – davon konnte ja ihre Existenz abhängen.

Die Jesuitenschulen waren offene Schulen. Sie waren allen Studierenden, nicht nur den zukünftigen Theologen, zugänglich. In der Regel hatten diese Kollegien, die in bedeutenden Städten der Schweiz standen, kein Internat. Auswärtige Studenten logierten in Klöstern (in Luzern und Solothurn bei den Franziskanern). Viele waren Pensionäre in Privathäusern. Im Jesuitenkolleg in Luzern wurden auch theologische Kurse gelehrt, und die Theologen genossen die Freiheit der privaten Logis. Trotz wiederholter Anstrengungen war für den Schweizerpart der Diözese Konstanz das Seminardekret des Konzils von Trient nie verwirklicht worden. Sobald es um die Finanzierung ging, stockten die Verhandlungen der katholischen Orte mit ihrem Oberhirten – so lagen die Probleme schon damals!

Der Seminarherr

Gerade im 17. Jahrhundert entstanden Institute für Seminarien und asketische Priestererziehung. Die Priesterausbildung im Sinne des Tridentinums lag auch anderwärts immer noch im argen. Es waren die Gründungen von Johann Eudes, Ludwig Maria Grignon de Mont-

fort, Pierre de Bérulle (das französische Oratorium) und Bartholomäus Holzhauser. Angeregt von solchen Vorbildern versuchte der ehemalige Jesuit *Johann Baptist Dillier* (1668–1745) in der Schweiz eine solche Seminargründung. So faszinierend der Gedanke und so brennend das Anliegen war, Dillier war nicht der Mann, der ein solches Werk verwirklichen und durchhalten konnte. Nach ersten Versuchen in Luzern kam der Seminarherr – so nannten ihn seine Zeitgenossen – nach Sarnen und begann mit bescheidenen Mitteln als Einzelgänger das Werk. Doch er zersplitterte seine Kräfte in verschiedene wirtschaftliche und politische Aktivitäten. Immerhin brachte er ein beträchtliches Vermögen auf die Seite, das nach seinem letzten Willen für die Verwirklichung eines Seminarius bestimmt war. Er dachte wohl an ein sogenanntes kleines Seminar für Gymnasiasten, die später Theologie studieren wollten. Aber es fand sich niemand, der den Willen des Stifters im Wortlaut erfüllen konnte oder wollte. Schließlich nahm sich die Regierung von Obwalden der Frage an und mit Zustimmung des Bischofs von Konstanz wurde das Vermögen für den Bau des Kollegiums gebraucht – unser altes Kollegi, in dem heute noch das Rektorat und die Internatsabteilung des Mittelmünster untergebracht sind.

Obwaldner Kantonsschule

So war 1752 die Obwaldner Kantonsschule entstanden. Allerdings war sie nicht die erste Lateinschule in Sarnen – eine solche bestand schon seit der Mitte des 16. Jahrhunderts. Träger der alten Lateinschule war die Pfarrei Sarnen. Die Leitung war dem jeweiligen Frühmesser aufgetragen. Er wurde bisweilen von einem unverpfändeten Geistlichen und dem Organisten unterstützt. Man würde diese Lateinschule heute Progymnasium nennen. Über die Rudimenta (1. und 2. Gymnasialklasse) führte sie nicht hinaus. Wer die Schule fortsetzen wollte, schrieb sich ins Jesuitenkolleg in Luzern ein oder kam, wenn die Eltern gute Beziehungen hatten, an eine der kleinen Klosterschulen.

Die Eröffnung des kantonalen Gymnasiums aufgrund der Dillierschen Stiftung war sicher ein Fortschritt, aber im Vergleich zu städtischen Schulen nur ein bescheidener. Zwar wurden nun die Kurse der

Syntax und Rhetorik geführt – also ein Gymnasium mit sechs Klassen. Die Schülerzahl blieb aber klein und die Räume waren eng; denn das «alte Kollegi» – damals ohne die störenden Anbauten – war zugleich Wohnung für den Rektor und einen Professor. Schulzimmer war gewöhnlich die Wohnstube des geistlichen Lehrers. Helvetik und Mediation gingen nicht spurlos an dieser kleinen Schule vorüber, und nach den napoleonischen Kriegen fehlten dem kleinen Staatswesen mit seinem bescheidenen Finanzhaushalt auch die Mittel, die Schule den Forderungen einer bildungsoptimistischen Zeit anzupassen. Ende der Dreißigerjahre, als neue Gewitterwolken am politischen Horizont aufzogen, war die Schule am Nullpunkt angelangt. 1840 war kein Professor mehr da. Zwar stellte die Abtei Engelberg für das kommende Schuljahr ihren Pater Adelhelm Frei für die Schule in Sarnen zur Verfügung, aber der Auftrag war auf ein Jahr befristet.

Murimönche kommen nach Sarnen

Im Schoße der Regierung spielte man schon seit einiger Zeit mit dem Gedanken, die Schule einem religiösen Orden zu übergeben. Dieser Wunsch konnte 1841, rascher als man wohl vermutet hatte, verwirklicht werden. Die Spannungen im jungen Kanton Aargau erreichten im Januar 1841 einen Höhepunkt. Die radikale Mehrheit gab, entgegen den Bestimmungen des geltenden Bundesvertrages von 1815, am 13. Januar 1841 den aargauischen Klöstern des Todesstoß. In der altehrwürdigen Benediktinerabtei Muri war das seit 1027 geübte Gotteslob verstummt. *Abt Adalbert Regli* und sein Konvent mußten in der Kälte des Winters ihre Civitas Dei verlassen. Für die Regierung von Obwalden, an ihrer Spitze Landammann Franz Wirz, war die Gelegenheit günstig. Sie konnte aus ihrer Schulnot eine Tugend machen, und am 18. November 1841 wurde in ihrem Sorgenkollegium das Schuljahr unter neuer Führung eröffnet. Fünf Patres und zwei Laienbrüder bildeten die noch kleine benediktinische Familie, 31 Schüler erlebten den Beginn einer neuen Ära.

Mit *Pater Ambros Christen* hatte der Abt einen tüchtigen und idealen Mönch zum Rektor bestimmt. Der Landsmann und Jugendfreund des Abtes – beide stammten aus dem urnerischen Andermatt – stand dem Kreis der Sailerschüler nahe. Er hatte seine Studien am



ADALBERT REGLI,

Abt von Muri und Prior von Gries (in Tirol).

Geb. 13. Nov. 1800. Profess in Muri 9. Mai 1819. Zum Priester geweiht 18. Dec. 1824. Zum Abt erwählt 5. Dec. 1833. Aus dem Stift Muri sammt Convent gewaltsam vertrieben 26. Jan. 1841. Gries als Priorat in Besitz genommen 1. August 1845.

*Hochdemselben in tiefster Ehrfurcht gewidmet
von seinem Vetter
Paul v. Deschwanden, Maler*

Lith. u. Kupst. v. Göt. C. u. N. Bräuer in Einsiedeln.

Adalbert Regli, Abt von Muri 1838–1881, Prior in Gries seit 1845. Er darf als der geistliche Vater des Priorates in Sarnen bezeichnet werden, das er die «Wiege der Wiedervereinigung» nannte. Lithographie von 1847 nach der Zeichnung von Melchior Paul von Deschwanden, vom Künstler dem Abt gewidmet.

Luzerner Gymnasium gemacht, und die Sailer Schüler Melchior Schlumpf und Leonz Füglistaller, der spätere Propst von St. Leodegar, hatten den jungen Urner nach dem Geiste ihres verehrten Landshuter Lehrers geformt. Nach der Klostersaufhebung wirkte er bis zu seiner Berufung zum Rektor von Sarnen beim geistreichen Josef Laurenz Schiffmann in Altishofen als Vikar. Auch Schiffmann war ein Vertreter des Sailerkreises. *P. Ambros Christen* versah das Amt eines Rektors nur bis 1845. Dann zog er mit seinem Abt nach Gries und wirkte dort als Subprior und Pfarrhelfer an der Stiftspfarrrei. Er starb 1854 im Alter von 49 Jahren. Die Trauer der Grieser Bevölkerung um den aufgeschlossenen und edlen Priester war echt und tief.

Auf Pater Ambros Christen folgte 1845 bis 1863 *Pater Benedikt Waltenspül*. Er stammte aus Muri und hatte 1831 im Kloster der Heimat Profeß abgelegt. Das war die letzte Profeßfeier, die vor der gewaltsamen Aufhebung des Klosters möglich war. Der zweite Rektor besaß eine natürliche Autorität. «Er strafte und ermahnte nicht viel, ein ernsthafter Blick genügte» (P. Martin Kiem). P. Benedikt war ein Mann der alten Schule, ein Präzeptor, der die Schüler drillte. Auswendiglernen und Gedächtnisdrill war ihm eins und alles. Für Neuerungen und Änderungen im Lehrplan war er kaum zugänglich. Den jüngeren Patres war die rektorliche Autorität eher Belastung als Ansporn. Als er 1863 durch *Pater Augustin Grüniger* ersetzt wurde, blieb er bis zu seinem Tod 1869 Hausoberer und Ökonom, und hier erwies er sich als guter und getreuer Knecht.

Muri-Gries

Während die Aargauer Klosterfrage als schweizerisches Politikum an der Tagsatzung ein Dauerbrenner wurde, ging für den durch Gewalt auseinandergetriebenen Konvent von Muri eine neue Hoffnung auf. Kaiser Ferdinand von Österreich offerierte durch seinen Staatskanzler Fürst Clemens von Metternich dem Abt von Muri «das im Laufe der Zeiten erloschene Stift der Augustiner Chorherren zu Gries in Tirol», damit «die habsburgische Stiftung nicht untergehe und ihren Altvordern die Gebete, die sie sich an ihrer Grabstätte gestiftet, solange diese nicht zugänglich, an anderer Stelle dargebracht werden».

Am 25. Juni 1845 war die Neugründung von Gries vollzogen. Der Konvent war nun sehr klein geworden. Er zählte bei der Aufhebung (1841) 37 Mönche (29 Priester und 8 Laienbrüder). Von ihnen waren in der Zeit von der Aufhebung bis Ende 1845 neun gestorben. Das Verbot der Novizenaufnahme, das schon viele Jahre vor der Aufhebung bestanden hatte, wirkte sich nun aus. So war der Anfang in Gries sehr bescheiden, zumal noch einzelne Patres auf ihren Klosterpfarreien belassen wurden.



P. Ambros Christen

Er war der erste Benediktinerrektor des Kollegiums von 1841 bis 1845.
Lithographie von 1854.

Trotz dieser empfindlichen personellen Notlage, gab *Abt Adalbert* die Expositur in Sarnen nicht auf – er wollte, daß seine Abtei in der Schweiz präsent bleibe, um bei einem allfälligen Klimawechsel im Aargau für eine Restitution des Mutterklosters bereit zu sein. In einem Brief (Januar 1865) schreibt er rückblickend über diesen für ihn sicher nicht leichten Entscheid: «Das Kollegium behielten wir, dafür ersucht, aus Pietät, als *Wiege unserer Wiedervereinigung* nach der Zerstreuung aus dem Kloster Muri und, um in der Schweiz noch zu wirken.»

Für Sarnen kamen vorübergehend magere Jahre. Die Regierung mußte für die Realschule bis 1852 einen Laien anstellen. Doch die Abtei hatte nach 1845 aus der Schweiz und aus dem Tirol erstaunlich viel Nachwuchs. In den Fünfziger Jahren konnte der Lehrkörper in Sarnen mit eigenen jungen Kräften erweitert werden.

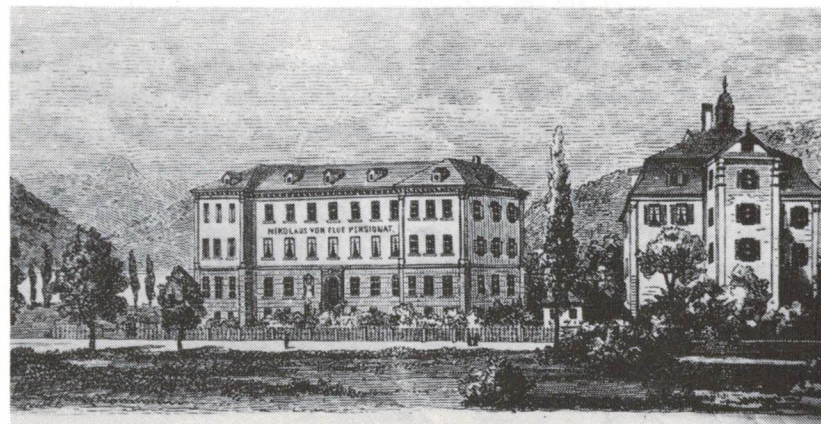
Klosterschule mit Internat

Die Schule festigte sich, die Schülerzahl stieg langsam aber stetig, im Herbst 1863 betrug sie 65. Am Ende des Schuljahres 1863/64 erschien der erste gedruckte Jahresbericht. Unter den 24 Gymnasiasten finden wir 14 auswärtige Studenten, darunter sogar sechs Ausländer. Sie wohnten in verschiedenen Pensionen und Kosthäusern des Hauptortes. Das Tal der sechs Gemeinden war also zu klein, um genügend Lateinschüler zu rekrutieren. Viele Familien brauchten damals die jungen Leute zur Mithilfe auf den kargen Bauerngütern oder in ihrem bescheidenen Kleingewerbe. Die Zeiten waren hart. Jährlich verließen viele junge Leute die Heimat, um in der «Neuen Welt», dem «Land der unbegrenzten Möglichkeiten», eine bessere Zukunft aufzubauen.

Mit nicht einmal dreißig Gymnasiasten mußte aber eine Mittelschule verkümmern. Der neue Rektor *Pater Augustin Grüniger* und der junge Tiroler *Pater Martin Kiem* sahen das mit Sorgen an. Sie bedrängten *Abt Adalbert* mit dem Plan, in Sarnen ein Internat zu bauen. Die Idee war bestechend. Aber der Gnädige Herr hatte berechtigte Bedenken. Das Kloster war zwanzig Jahre nach der Aufhebung und der Übernahme von Klostergebäuden in Gries, die durch Jahrzehnte unbewohnt und verlottert waren, nicht in der Lage, sich in hohe Kosten zu stürzen.

Kollegiherren auf Bettelreisen

Rektor Augustin, der letzte Schüler von Muri und der erste Novize von Gries, stand im besten Mannesalter. Er ließ sich nicht entmutigen, und er hatte das Glück, im jungen, unverbrauchten *Pater Martin Kiem* einen ebenso initiativen und selbstlos treuen Freund zu haben. Sie kamen auf den Gedanken, das Geld für einen Konviktsneubau zu sammeln. Die Spender zeichneten unverzinsliche Aktien zu hundert Franken (halbe Aktie 50.– Franken). Der Plan fand auch in Obwalden Anklang, besonders bei *Landammann Dr. Simon Etlin*. Er war, als ehemaliger Klosterschüler von Muri, mit dem Kollegium eng verbunden, erteilte er doch noch als regierender Landammann Zeichenunterricht. Besorgt um die Weiterentwicklung unseres Kollegiums, hatte er sich sogar bereit erklärt, seine Villa auf dem Landenberg als Internat zur Verfügung zu stellen. Er war den beiden Patres bei der Gründung einer Aktiengesellschaft behilflich. Kloster und Kanton zeichneten die ersten Aktien. Dann begaben sich *Pater Augustin* und *Pater Martin* auf Bettelreise. Sie führte sie nicht nur durch die meisten Kantone der deutschen Schweiz, wo sie in Basel auch an Türen von Protestanten



1746–1749 erbaute Architekt Jakob Singer das Kollegium (rechts), das nach dem Bau des Konvikts das Alte Kollegi genannt wurde. – 1867/1868 baute Architekt Josef Ettlin von Sachseln das Konvikt (links) nach den Plänen von Landammann Simon Etlin und P. Martin Kiem, nachdem seine eigenen Pläne nicht akzeptiert worden waren.

Reproduktionsholzschnitt um 1870.

anklopfen, sondern auch ins benachbarte Ausland bis nach Freiburg im Breisgau, Augsburg, München und ins Südtirol. Die Erzbischöfe von Freiburg im Breisgau und München und der Volkschriftsteller Alban Stolz wurden Aktionäre unseres Konvikts. Diese Bettelreisen waren jahrelang Ferienbeschäftigung der beiden Patres, sie erstreckten sich von 1865 bis 1871. Das *Triumvirat* Simon Etlin, Augustin Grüniger und Martin Kiem gehört in die Ehrengalerie unserer Schule. Sie führten das Kollegium aus provinzieller Enge zum Ansehen. Was sie selbstlos gewirkt haben, verpflichtet noch heute. Das Internat bildet seit 1868 ein wesentlicher Bestandteil unserer Schule – auch heute noch. Ohne Internat wäre es heute nicht möglich, ein Gymnasium mit drei Maturitätstypen zu führen. Wir bangen heute aus finanziellen Gründen um den Weiterbestand des Internates und hoffen, daß noch ein Funken Idealismus weiterglüht.

Am 15. Oktober wurde das Konvikt mit seiner künstlerisch anspruchslosen und trotzdem stimmungsvollen Kapelle eingeweiht. Konsekrator war der bischöfliche Kommissar von Obwalden Franz Joseph Imfeld, Pfarrer von Sachseln.

Bau des Gymnasiums

Die Zahl der Schüler stieg nun ruckartig von 78 auf 107. Doch die Entwicklung drängte wieder weiter. Seit 1877 beschäftigte man sich mit dem Vorhaben, das Gymnasium mit einem zweijährigen Lyzeum zu krönen, um die eidgenössische Anerkennung der Maturität zu erlangen. Zweimal (1877 und 1881) klopfte die Regierung ohne Erfolg an die Tür der Prälatur in Gries. Der Personalbestand des Klosters, das auch im Südtirol neue Verpflichtungen übernommen hatte, erlaubte es nicht, noch weiter zu expandieren. Die Zusage erfolgte erst 1887 durch den neugewählten *Abt Augustin Grüniger*, den früheren Rektor. Zwei Jahre zuvor hatte ihm die Landsgemeinde das Ehrenbürgerrecht verliehen und staatsrechtlich zu einem Obwaldner gemacht, «was er tatsächlich schon lange zuvor gewesen war» (Vaterland).

Abt Augustin erkannte sofort, daß sich bei der Erweiterung der Schule um zwei Klassen Neubauten aufdrängten. Die Schülerzahl war jetzt schon auf 165 gestiegen, 107 von ihnen wohnten im Internat. Nach zwanzig Jahren platzte das Konvikt aus allen Nähten. Als der

VITA ILLUSTRATA

des heiligen Vaters Benediktus

Vita-Zyklus von 49 Kupfern nach dem zweiten Buch der Dialoge Papst Gregors des Großen, der die Heiligkeit des Mönchsvaters im Gewande von Wundererzählungen aufzeigen wollte. Die Stichfolge entstand wohl in direkter Anlehnung an die von Carl Stengel besorgte lateinische Augsburger Ausgabe der Benedikts-Vita, die Bernardino Passari 1579 in Rom herausgegeben hatte. Typisch für Passari ist, im Fensterausschnitt einer Szene eine Nebenszene einzublenden. Augsburger Druck kurz nach 1621. Der Verleger hat unten in den Feldern des Schachbrettbodens signiert: *Maur. Mitt. excu.* Der Name des Stechers, wenn nicht identisch mit dem Verleger, konnte nicht ermittelt werden. Das Buch stammt laut handschriftlichem Eintrag – *Monasterij murensis* – aus dem Kloster Muri und befindet sich in der Bibliothek des Klosters Muri-Gries im Kollegium Sarnen.



Der Stich oben zeigt die nach der Benediktsregel lebenden Orden. Die seitlichen Stiche zeigen dem Benediktinerorden entstammende oder nahestehende Päpste, Kardinäle, Bischöfe, Kaiser und Könige, Kaiserinnen und Königinnen.



1. Benedikt wird von seinen Eltern nach Rom geschickt. – 2. Er verläßt mit seiner Amme Rom und sucht die Einsamkeit auf. – 3. Er stellt das zerbrochene Sieb der Amme wieder her. – 4. Er wird vom Mönch Romanus eingekleidet.



1. Benedikt erhält auf ein Glockenzeichen von Romanus Speise. Der Teufel zerbricht die Glocke. – 2. Ein Priester bringt Benedikt auf das Geheiß Gottes Nahrung. – 3. Hirten finden den in einer Höhle Verborgenen. – 4. Er überwindet in Dornen die fleischliche Versuchung.



1. Benedikt zerbricht mit dem Kreuzzeichen den Giftbecher falscher Brüder. – 2. Er nimmt die Römer Maurus und Plazidus auf. – 3. Er vertreibt den Satan, der einen Bruder am Gebet hindert. – 4. Benedikts Wasserwunder.



1. Benedikt holt das Sicheisen aus dem Wasser zurück. – 2. Maurus rettet Plazidus vor dem Ertrinken. – 3. Benedikt befiehlt dem Raben, das Giftbrot wegzutragen. – 4. Er flieht vor den Nachstellungen des Florentius.



1. Benedikt beweint den Tod des Florentius. – 2. Er reinigt den Monte Cassino vom Götzenkult. – 3. Er vertreibt den Satan vom unbeweglichen Stein. – 4. Vertreibung des Feuerstrahls durch das Kreuzzeichen.



1. Benedikt erweckt den von der Mauer erschlagenen Mönch. – 2. Er tadelt Mönche, die auswärts gegessen haben. – 3. Er tadelt einen Mann, der das Fasten bricht. – 4. Er entlarvt den als König Totila verkleideten Diener.



1. Benedikt sagt Totila Zukünftiges voraus. – 2. Er spricht zum Vorsteher von Venusia über die Zerstörung Roms. – 3. Er befreit einen Kleriker vom bösen Dämon. – 4. Er sagt die Zerstörung seines Klosters voraus.



1. Ein Diener entdeckt in einer verheimlichten Weinflasche eine Schlange. – 2. Benedikt tadelt den Mönch, der Geschenke angenommen hatte. – 3. Er siebt die stolzen Gedanken eines Mönches. – 4. Zur Zeit der Hungersnot werden 200 Säcke Mehl vor dem Kloster gefunden.



1. Mönche werden im Traum über den Bau eines Klosters belehrt. – 2. Benedikt erbittet für zwei gottgeweihte Frauen die ewige Ruhe. – 3. Er bewirkt, daß ein toter Mönch die Grabes-
ruhe findet. – 4. Ein Mönch wird durch einen Drachen am Verlassen des Klosters gehindert.



1. Benedikt heilt einen kranken Knaben und einen vergifteten Mann. – 2. Er bewahrt einen
Armen durch Geld vor der Bedrückung durch den Gläubiger. – 3. Ein leeres Gefäß füllt sich
mit Öl. – 4. Benedikt befreit einen Mönch vom Teufel.



1. Benedikt befreit mit seinem Blick einen gefesselten Landmann. – 2. Er erweckt einen toten Knaben zum Leben. – 3. Das Regenwunder seiner Schwester Scholastika. – 4. Die Seele Scholastikas fliegt in Gestalt einer Taube zum Himmel.



1. Benedikt sieht die ganze Welt in einem Sonnenstrahl vereinigt. Die Seele des Germanus wird in einer feurigen Kugel zum Himmel getragen. – 2. Benedikt übergibt seine Regel der ganzen Welt. – 3. Er empfängt sterbend im Oratorium die Eucharistie. – 4. Tod Benedikts.



St. Benedikt, mit seiner Schwester Scholastika in der Glorie des Himmels vor der Heiligsten Dreifaltigkeit knieend, betet für die Mönche und Nonnen. Motiv der Deësis!

Abt 1888 zu seiner ersten Visite in sein geliebtes Sarnen zurückkehrte, waren zwei Bozner Architekten seine Begleiter (Sebastian Altmann und Johann Bittner). Sie entwarfen Pläne, und der Abt verhandelte mit der Regierung. Es waren wohl die leichtesten Verhandlungen unserer Geschichte. Das Kloster erstellte auf eigene Kosten den Bau. Die Regierung stellte kostenlos das dem Staate gehörende Rollmaterial zur Herbeischaffung der nötigen Bausteine zur Verfügung. Der Bauherr durfte unentgeltlich auf Staatsgut Steine brechen lassen. Die Wuhrgenossenschaft Melchaa erhielt den Befehl, Sand und Kies kostenlos zu liefern. Der Staat mußte ferner für die Möblierung des Externenstudiums aufkommen und die Heizung der Schulräume bezahlen. Die jährliche Leistung des Kantons ans Kloster wurde auf Fr. 4000.— festgelegt. Es ist überflüssig, die Ereignisse von 1888 zu kommentieren – «da staunt der Laie!»

Am 22. März 1890 wurde mit dem Bau begonnen, und er wuchs rasch; denn 200 Arbeiter waren ständig beschäftigt. An seinem Namens- tag, am 28. August, konnte der Abt mit dem stolzen Gefühl eines großen Bauherrn auf den Dachstuhl steigen und den ersten Ziegel legen. Am 15. Oktober 1891 erfolgte die feierliche Einweihung. Der Fürstabt und Präses der schweizerischen Benediktinerkongregation Basilius Oberholzer von Einsiedeln segnete den Bau und weihte die Gymnasialkirche. Josef Ignaz von Ah, der Weltüberblicker, hielt die Festpredigt. In seiner Festrede sprach *Landammann Theodor Wirz* ein großes Wort über den neuen Bau: «Er ist das Monument des ewigen Bundes zwischen Muri-Gries und Obwalden.» Und zu *Abt Augustin* gewandt rief er aus: «Ich kann mir den Gedanken nicht ausdenken, daß das Grab des größten Wohltäters dieses Landes einmal in fremder Erde liegt!»

Als das Eidgenössische Departement des Innern am 24. Mai 1894 die Anerkennung der Maturität ausstellte, war das Werk des Abtes Augustin für das Kollegium Sarnen gekrönt.

Abt Augustin Grüniger

Die Reden von Kommissar von Ah und Landammann Wirz an die Adresse des Bauherrn anlässlich der Einweihung des Gymnasialgebäudes mögen heute für nüchterne Ohren überschwenglich klin-



Abt Augustin Grüniger
Abt von Muri-Gries 1887–1897

Er hat als Rektor von 1863 bis 1887 der Kantonsschule für lange Zeit das geistige Gepräge gegeben und als Abt in großherziger Weise aus den Mitteln des Klosters den imposanten Gymnasiumsbaus errichten lassen.

Reproduktionsholzschnitt von 1891.

gen, eines steht trotzdem fest. Abt Augustin ist die überragende Gestalt unserer Kollegiesgeschichte. Es drängt sich auf, diesen außergewöhnlichen Ordensmann noch näher zu betrachten.

Abt Augustin stammte aus Altendorf in der March. Dort wurde er am 12. Dezember 1824 als Sohn des Kronenwirts geboren. Der Dorfschullehrer hatte die musikalischen Talente des geweckten Knaben

entdeckt und setzte sich dafür ein, daß Joseph Grüniger 1836 an die Klosterschule nach Muri kam. Der Sängerknabe studierte eifrig an der Hausschule und konnte hier seine musikalischen Talente entwickeln. Bei der Aufhebung des Klosters mußte er mit seinen Lehrern das ihm lieb gewordene Kloster verlassen. Er zog nach Freiburg im Uechtland, wo das Kollegium noch unter jesuitischer Leitung stand. Diese große Schule, sie zählte etwa 600 Schüler, hatte ihm nicht nur den Horizont geweitet, sondern auch Eindrücke vermittelt, die auf seine spätere Tätigkeit vorbereiteten. In Freiburg trat er auch dem schweizerischen Studentenverein bei, der in dem für die Schweizer Katholiken so bewegten Jahre 1841 gegründet worden war. Die Mitgründer des Vereins Gmür, Vettiger und Styger blieben mit ihm zeitlebens in Freundschaft verbunden. Als Rektor wurde er ein väterlicher Förderer der Sektion Subsivania. Im Sommer 1846 nahm er an der Generalversammlung des Studentenvereins in Sarnen teil. Im Kollegium gab es ein Wiedersehen mit den Muripatres. Es war wohl eine Fügung Gottes, daß der lebenswürdige und leutselige *Pater Leodegar Kretz* nach der Aufhebung von Muri Pfarrer von Altendorf geworden war. Im Herbst 1846 zog Pater Leodegar nach Gries, um wieder an der Seite seines verehrten Abtes Adalbert zu wirken. Er mochte nicht wenig stolz sein, daß Joseph Grüniger, sein Pfarrkind, als erster Kandidat fürs neu errichtete Kloster mitreiste.

Nach der Primiz 1850 kam Joseph Grüniger, der nun den Namen des Grieser Kirchenpatrons Augustinus trug, als Lehrer an die Realschule nach Sarnen. *P. Augustinus* arbeitete mit Freude und Begeisterung. Hier konnte er seine Talente entfalten. 1857 rief ihn Abt Adalbert ins Tirol zurück; der junge Pater begann zu kränkeln. Was schon seine Mitbrüder vermuteten, mag zutreffen: Die veralteten, konservativen Schulmethoden des zweiten Rektors P. Benedikt Waltenspül und der Idealismus des jungen und begabten Mönches hatten zu Spannungen geführt. *P. Augustin* mochte nicht jungen Wein in alte Schläuche füllen. Abt Adalbert war ein Menschenkenner. Er schickte den jungen Adler, der auf seinem Höhenflug gescheitert war, als Pfarrhelfer nach Marling. Der schöne Weinort bei Meran konnte beruhigend wirken, und als Pfarrer wirkte Leodegar Kretz, der lebenswürdige Sanguiniker, ein Mann der dilettantisch alle Musen liebte. 1860

war P. Augustin wieder gestärkt, die Wunden seines ersten Höhenflugs waren geheilt. Der Abt ernannte ihn zum Subprior im Kloster Gries. Der Subprior war viel mit den Fratres beschäftigt. Er lehrte sie die Philosophie und musizierte eifrig mit ihnen. Es gab damals im Fraterstock ein Kammerorchester.

Doch in Sarnen hatten andere junge Mitbrüder ähnliche Probleme mit dem dem Alten verhafteten Rektor. Diese – vorab *Pater Martin Kiem* – bestürmten den Abt, daß er *Subprior Augustin als Rektor nach Sarnen* schicke. 1863 kam Augustin zum zweitenmal nach Sarnen, selber wohl auch gereifter und erfahrener.

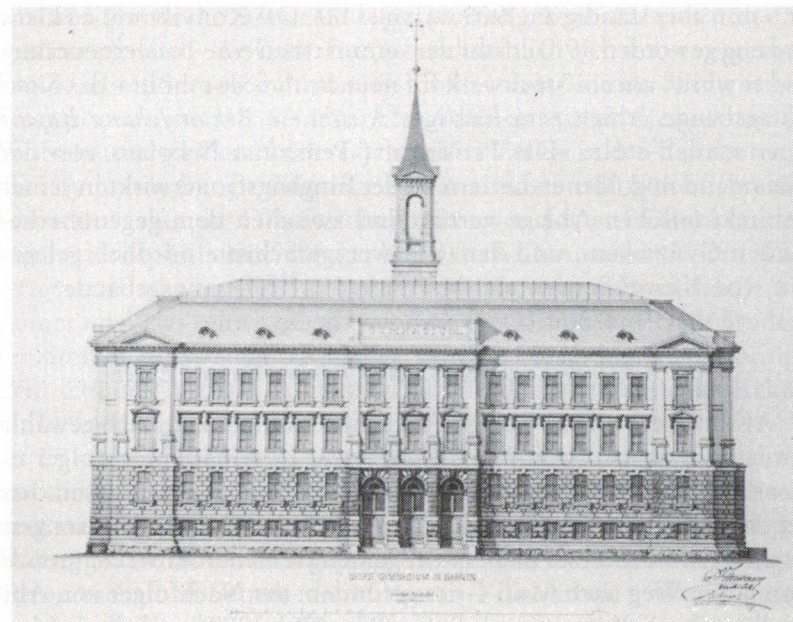
Seine Verdienste für Sarnen haben wir zum größten Teil schon erfahren. Man muß erwähnen, daß er schon als Rektor und noch mehr als Abt dafür besorgt war, daß die jungen Mönche, die für den Schuldienst ausgewählt waren, eine solide akademische Bildung erhielten. Seine geistige Weite zeigt sich auch darin, daß er regen Kontakt mit dem schweizerischen Gymnasiallehrerverein pflegte – für eine katholische Schule in der Zeit des Ghattokatholizismus keine Selbstverständlichkeit.

Seine Wahl zum Abt von Muri-Gries war für ihn wohl eine große persönliche Anerkennung – aber noch größer war das Opfer. Er selber war bei seiner Abtswahl nicht in Gries, die Rektoratsgeschäfte hielten ihn anfangs November 1887 in Sarnen zurück. Seine Mitbrüder hatten aber schon zuvor von ihm seine Zustimmung zu einer allfälligen Wahl abverlangt. Man muß die Schilderungen von den spontanen Feiern und den vielen Tränen beim Eingang des Telegramms und beim Abschied ernst nehmen.

Eindrucksvoll ist der Bericht, wie der neu gewählte Abt, der zu seiner Weihe nach Gries fuhr, in Salurn, wo Deutsch und Welsch Südtirol und Trentino trennen, aufs neue in Tränen ausbrach.

Abt Augustin war in vieler Hinsicht ein wirklich einziger Mann.

Heinrich Federer, der von 1880 bis 1887 Schüler des Kollegiums war.



Aufrißzeichnung vom September 1889 für die Hauptfassade des Gymnasiumsbaues. Rechts unten die Signatur der Architekten Sebastian Altmann und Johann Bittner von Bozen. Der Bau ist ein guter Vertreter des Neurenaissance-Stils.

Es scheint, daß Abt Augustin in Gries nie ganz heimisch wurde. Jedes Jahr hielt der Abt sich längere Zeit in Sarnen auf und verfolgte alle Schlußexamen mit Interesse und wohl auch mit Wehmut. Sein Herz schlug weiterhin für Sarnen. P. Dominik Bucher, der langjährige Dekan und Dulderabt im zweiten Weltkrieg, drückt sich vorsichtig aus: «Abt Augustin ist nicht immer von allen richtig verstanden worden.» Dabei muß gesagt werden, daß der Abt auch in Gries ein großer Bauherr war. Der Pfarrtrakt, ein architektonisches Pendant zum Klostergebäude, ist sein Werk. Die Schwestern von Hermetschwil verdanken ihm das Weiterbestehen ihres Konventes. Abt Augustin ist der Gründer von Habsthal.

Erweiterung des Konvikts

Abt Augustin mochte glauben, in Sarnen über Jahrzehnte hinaus die baulichen Probleme gelöst zu haben. Die Zahl der internen Schü-

ler nahm aber ständig zu. 1909 waren es 184. Das Konvikt war zu klein und eng geworden. 1910 erfuhr der Internatsbau eine Totalerneuerung und er wurde um ein Stockwerk für neue Schlafsäle erhöht – das Konviktsgebäude erhielt sein heutiges Aussehen. *Rektor Johann Baptist Egger* schrieb stolz: «Das Pensionat («Pensionat Nikolaus von der Flüe» stand in goldenen Lettern an der Eingangsfront) wirkt in seiner architektonischen Anlage vermittelnd zwischen dem gegenüberliegenden Gymnasium und dem nur wenige Schritte nördlich gelegenen, von Kunstkennern viel bewunderten Kollegiumsgebäude.»

Die Rektoren Karl Prevost und Johann Baptist Egger

Als im Herbst 1887 Rektor Augustin Grüninger zum Abt gewählt worden war, ernannte er *Pater Karl Prevost* zu seinem Nachfolger in Sarnen. P. Karl stammte aus dem bündnerischen Müstair, wo seit den Zeiten Karls des Großen das benediktinische Gotteslob gesungen wird. Drei Söhne dieser kleinen Paßgemeinde an der Schweizergrenze hatten den Weg nach Muri-Gries gefunden: der Nachfolger von Abt Adalbert Regli Bonaventura Foffa (Abt 1881–1887) und die beiden Brüder Benedikt und Karl Prevost. Pater Benedikt wurde von den Mitbrüdern in Disentis zu ihrem Abt postuliert. Er hat das Alpenkloster am Lukmanier nach schweren Krisen zu neuer Blüte erweckt. P. Karl wirkte 1887–1907 als Rektor in Sarnen. Die Rektoren waren bis 1929 auch Hausobere und besorgten auch die Ökonomie. Pater Karl war ein umsichtiger und milder Oberer für Mitbrüder und Schüler – ein *pater familias* im Geiste des Ordensvaters.

Sein Nachfolger Dr. *P. Johann Baptist Egger* stammte aus dem tirolischen Vintschgau. Pater Johann Baptist (der «Badi») war eine außergewöhnliche Führerpersönlichkeit, ein Mann der Zucht und Strenge und ein Schaffer mit unglaublicher Arbeitskapazität. Neben seinem Pensum als Oberer und Rektor fand er noch Zeit zu philosophischen Publikationen. Dazu war er ein umsichtiger und kluger Verwalter der zeitlichen Güter.

Das Professorenheim

Das Kollegium hatte eine erfreuliche Entwicklung durchgemacht. Nach dem Axiom «Der gute Mann denkt an sich selbst zuletzt» hat-

ten die Mönche die Schule und das Internat gebaut und erweitert und wieder renoviert – die Patres hatten buchstäblich sich selbst vergessen. Einige lebten im sogenannten «Schlößli», dem Vorbau des heutigen Professorenheims. 1866 hatte Abt Adalbert dieses dreigeschossige Wohnhaus erworben. Andere hatten ihre Zellen in den Eckzimmern des Gymnasiums, großräumige Wohnzimmer mit hohen, breiten Fenstern – aber die Dimensionen (über vier Meter Höhe) konnten kaum eine wohnliche Geborgenheit verschaffen, und in kalten Wintern war es schwierig, sie zu heizen. Das Herz der Gemeinschaft war immer noch das «alte Kollegi» mit dem Oratorium (später als Studentenzimmer noch lange «Kapelle» genannt) und dem Refektorium, dem schönen stuckgeschmückten Saal, in dem sich heute das Rektorat befindet.

Für *Abt Alfons Maria Augner* war ein Klosterbau Herzensanliegen, nur durfte er damals aus politischen Gründen nicht Kloster heißen – man nannte ihn Professorenheim. Abt Alfons war in seiner geistigen Haltung stark monastisch geprägt. Er sah, daß in dieser zwar rührigen Gemeinschaft in Sarnen das «Labora» – die Arbeit – überwog und wohl auch überforderte. Das Monastische, Benediktinische war zu kurz gekommen. Aus seiner Sicht war der Bau des Professorenheims eine Korrektur hin zur ursprünglichen Ausgewogenheit, wie es die Regel Benedikts in weiser Menschenkenntnis forderte. Das Professorenheim prägte die Gemeinschaft in Sarnen zum Kloster mit Klausur und gemeinsamem Chorgebet. Der Titel «Professor» tritt zurück, der «Pater» rückt in den Vordergrund. Das bedeutet nicht Kritik an den Pionieren. Es zeigt organisches Wachstum; und wie in jedem Menschenleben, sofern pflichtbewußtes Streben damit verbunden ist, Korrekturen unvermeidlich sind, so auch in der Entwicklung einer Gemeinschaft. Die Gemeinschaft in Sarnen bejahte diese Korrektur. Für sie ging ein alter Wunsch in Erfüllung. Der Bau des Professorenheims ist ein Meilenstein auf unserer historischen Straße. Während des Zweiten Weltkrieges wurde das Professorenheim um einen Flügel erweitert – nicht aus strikter Notwendigkeit. Aber die politische Situation war unsicher. Gries war durch den Kriegseintritt Italiens gefährdet. Man mußte damit rechnen, daß die Mitbrüder aus Gries – zum Teil auch Schweizer – in Sarnen Asyl suchen müssen.

Mit der Einweihung des Professorenheims (Herbst 1929) wurden die Ämter des Hausobers und Schulrektors getrennt. Dr. P. Beda Kaufmann, der 1925 zum Nachfolger des früh verstorbenen Dr. Johann Baptist Egger zum Rektor ernannt worden war, behielt als Superior die Leitung des Konventes, Rektor wurde der Lyzeumspräfekt Dr. P. Bernard Kälin (1945–1947 Abt von Muri-Gries, 1947–1959 Abtprimas). Der Hausobere wurde auch durch die Ernennung eines Ökonoms (P. Thomas Eugster) entlastet.

Pater Beda versah das Amt des Superiors bis 1963. Seine Aufgabe war so etwas wie das Departement des Innern. Präsentation nach außen lag ihm nicht, das überließ er gerne den Rektoren, die seine Amtszeit begleiteten, den beiden Patres Bernard und Bonaventura. Der Superior wirkte mehr im Stillen und versah sein Amt mit großer Gewissenhaftigkeit und menschlicher Güte und Milde.

Rektor Bernard Kälin genoß in den Kreisen seiner philosophischen Fachkollegen großes Ansehen. Seine beiden Philosophie-Lehrbücher wurden in vielen Schulen gebraucht. 1943–1945 war er Präsident der schweizerischen Gymnasialrektorenkonferenz. Diese Ehrung beweist, daß er in diesem Gremium über die konfessionellen Grenzen hinweg geehrt und geachtet war, obwohl auch er eigentlich nicht der Mann der großen Rede und der blendenden Auftritte war.

Nach seiner Wahl zum Abt (1945) ernannte er Dr. P. Bonaventura Thommen zu seinem Nachfolger. Pater Bonaventura – noch vielen unvergeßlich – trug sein Amt mit königlicher Würde und Autorität. Daß ihn die Studenten «Rex» nannten, empfand er als Kompliment, ja er unterschrieb Briefe an Schüler nicht ungern mit «Bonaventura rex». Neben dem Superior Beda war er wirklich der Außenminister. Präsentation und Kontakte zu bedeutenden Persönlichkeiten waren ihm nicht Qual, sondern freudige Pflicht. Das heißt aber nicht, daß er die Kleinarbeit in den Sielen vernachlässigte. Er war wie seine Vorgänger ein Mann der Arbeit und der Ordnung, und ein phänomenales Gedächtnis erleichterte ihm die Mühen des Alltags. Mit ihm hat die Darstellung von Persönlichkeiten die geschichtlich erlaubbare Distanz erreicht.

Unsere Kollegiesgeschichte ist eine Geschichte des Bauens. Seit 1841 hat jede Generation des Professorenkollegiums die schöpferische Arbeit des Bauens erlebt und mitgestaltet. Allerdings würde eine Geschichtsschreibung, die fundiert aus den Quellen arbeitet, wohl andere Akzente setzen: die Entwicklung der Stundentafeln, Änderungen im Fächerkatalog, Akzentverschiebungen zwischen Geistlichen und Laien im Lehrkörper und die verschiedenen Vertragswerke zwischen dem Kanton Obwalden und dem Kloster Muri-Gries. Dazu fehlt uns Zeit und Muße. So setzen wir unsere provisorische Schulgeschichte mit dem Äußeren, dem Handgreiflichen fort, mit den Bauten.

Mens sana in corpore sano

Unsere Altvorderen des 19. Jahrhunderts haben viel, sehr viel Zitate aus der Antike gebraucht. Ein Zitat scheinen sie vergessen zu haben: *Mens sana in corpore sano*, die Weisheit, daß neben der Bildung des Geistes auch die des Körpers nicht vernachlässigt werden darf. Stolze Bauten waren für Schule und Internat entstanden, schließlich hatten auch die Patres ihr Vaterhaus erhalten. Ein Fach blieb auf der Stundentafel lange Mauerblümchen – das Turnen. Dieses Fach existiert erst seit 1884 unter den Lehrgegenständen. Damit kam man, sechs Jahre verspätet, einem Bundesgesetz von 1878 nach. Die Schüler unter 14 Jahren hatten nun pro Woche eine Stunde obligatorischen Turnunterricht. (Richtgrenze des Bundes war 15 Jahre). Dazu kommt aber noch eine Einschränkung: dieser eidgenössisch verordnete Turnunterricht fand in Sarnen nur bei schönem Wetter statt. (Der Schreibende hat von dieser meteorologischen Turnpraxis auch noch profitiert und sie derart mißbraucht, daß er vor dem gestrengen Pater Bonaventura auf dem Rektorat erscheinen mußte). Der Turnunterricht – von einem Primarlehrer aus der Schwendi erteilt – war kaum Turnen, wie es heute verstanden wird, sondern Kadettenschule für das preussische Exerzierreglement: «Reihenbildungen, Richtungsveränderungen einer Reihe, Öffnen und Schließen derselben, Reihungen und Gruppenschwenkungen ...»

Später wird das Turnen bis zur 6. Klasse obligat – aber Turnstunden fielen in die Freizeit, und als «Turnlehrer» fungierten ältere Schüler, meistens solche, die in der Rekrutenschule das eidgenössische Turnprogramm erfahren hatten.

Der Turnunterricht war gehemmt, da eine eigene Turnhalle fehlte. Die Kegelhalle hinter dem Konvikt diente allzulange an Regentagen als Notbehelf. Diese Kegelhalle hatte *Rektor Augustin* 1885 als Pavillon für das Zentralfest des von ihm begeistert verehrten schweizerischen Studentenvereins bauen lassen. Der Bau war berechtigt, er konnte über den festlichen Anlaß hinaus als gedeckte Pausenhalle dienen. Man müßte diesen anspruchslosen und doch wieder originellen Holzbau als permanentes Provisorium bezeichnen: schützendes Dach für ein rauschendes Fest, Regenunterkunft für lufthungrige Musensöhne, Austragsort von Kegeltournieren, Provisorium für eine Turnhalle und heute Provisorium für eine noch zu bauende Autogarage.

Warten wir ab, bis die Denkmalschutzkommission diesen originellen Holzbau zum schützenswerten Bauobjekt erklärt!

Erst 1937 erhielt das Kollegium eine Turnhalle – Bauherr war wiederum das Kloster. Es war keine Turnhalle der Superlative – sie trug zu deutlich die Spuren der Krisenjahre des vierten Jahrzehnts. Ironie des Schicksals! kaum eingeweiht – diente sie schon bald (1939–1944) zweckentfremdet als Vorratslager der Armee.

Die Schwestern von Baldegg

Seit 1877 genießt das Kollegium die selbstlosen Dienste der *Schwestern von der göttlichen Vorsehung von Baldegg*. Die Gründung von Baldegg steht im Zusammenhang mit dem sozial-caritativen Erwachen im 19. Jahrhundert. Baldegg ist nicht die Gründung des bekannten Sozialapostels P. Theodosius Florentini wie Ingenbohl und Menzingen. Der Gründer der Schwestern von der göttlichen Vorsehung in Baldegg heißt Kaplan Joseph Leonz Blum.

Von 1877 bis 1902 wohnten die Schwestern zuoberst im Konvikt. 1902 entstand neben dem Konvikt ein separates Schwesternhaus – man würde dieses kleine Bilderbuchhäuschen besser Schwesternhäuslein nennen. Nur einige Schwestern konnten dort wohnen – die

andern fanden weiterhin im Obergeschoß der Wäscherei und in den Mansarden des Konvikts eine notdürftige Unterkunft. Allzulange mußten sich die Schwestern damit trösten, daß ihr Ordensvater, der heilige Franziskus von Assisi, ein Apostel der Armut war.

Unter der Regierung von *Abt Stephan Kauf* dem Gütigen (1947 bis 1962), konnte das Kollegium sein schlechtes Gewissen entlasten, indem für die Schwestern ein großzügiges Haus gebaut wurde. Das Schwesternhaus (1957) enthält neben den Wohnräumen für die Schwestern eine moderne Großküche, einen geräumigen Speisesaal für die oberen Klassen und auch für die weiblichen Angestellten gediegene Wohnzimmer. Eine ganze Etage hat die Funktion einer spitalähnlichen Krankenabteilung.

Die St.-Martins-Kirche

Der 22. Oktober 1966 war ein großer Tag der Kollegigeschichte. Bischof Johannes Vonderach von Chur weihte die neue Kollegi-Kirche St. Martin. Dieses nun weitherum bekannte Gotteshaus ist die Vollendung der klösterlichen Niederlassung. «Dem Gotteslob soll nichts vorgezogen werden», das ist einer der markanten Sätze der heiligen Regel. Die St.-Martins-Kirche bedeutet für uns stete Mahnung, daß der Gottesdienst die Mitte unseres Lebens ist. Von diesem Zentrum her möchten wir unser Wirken für Schule und Kirche verstehen.

Die Kollegi-Kirche ist nicht allein das Werk des Klosters. Alt-Sarner haben zum großen Teil die finanziellen Mittel zu diesem festlichen Gotteshaus zusammengetragen. Und so ist dieser Kirchenbau auch ein mit Bausteinen gefügtes Echo auf das Wirken unserer Mönche. Ehemalige stimmen in ihrer Art ins Gotteslob der Lehrer ein. Die geistliche Familia Benedictina des Kollegiums zählt viele treue Freunde.

Das neue Lyzeum

Das Internat war nicht nur für unsere «Vorfahren» ein wesentlicher Bestandteil unserer Schule. Das ist auch heute, unter veränderten Umständen so geblieben. Das Erdbeben 1964 hatte uns das Fürchten gelehrt. Damals ging es nicht nur um Mauern, sondern auch um Men-

schen. Am meisten gefährdet war die Internatsabteilung des Mittelschulgymnasiums, die seit 1927 im Dachstock des Schulgebäudes in einem nicht besonders wohnlichen Provisorium untergebracht war. Neubauten für diese Abteilung drängten sich auf. Bei der Planung kristallisierte sich aber eine neue Konzeption heraus: ein Neubau sollte nicht für die bisherigen Dachstockbewohner, die mittleren Klassen, errichtet werden. Die beiden Abschlußklassen, die Lyzeisten sollten ein Studentenwohnheim erhalten. Im Alten Kollegi rennen seither 4.- und 5.-Klässler die knarrenden Stiegen auf und ab. Ständig wird auch im Konvikt etappenweise erneuert. Unser Internat darf sich heute sehen lassen.

Neue Kantonsschule

Die Zeiten ändern sich. Obwalden stellt heute 220 Kantonsschüler. Die Partnerschaft zwischen Kanton und Kloster verlagert sich. In diesem Sinne wurden die neuen Schul- und Turngebäude, die am 27. Oktober 1979 eingeweiht wurden, vom Kanton erstellt. Diese ausgedehnten Anlagen sind das teuerste Hochbauobjekt, das der Kanton je ausgeführt hat.

Standortsbestimmung

Unsere Schule hat in verschiedener Hinsicht ihre eigene Entwicklung. Heute gehen viele von religiösen Genossenschaften geführte Schulen Verträge mit Gemeinden und Kantonen ein. Die Kostenexplosion im Bildungswesen und hohe Löhne an Personal und Lehrkräfte zwingen sie dazu.

Mit Sarnen ist es anders, die Anfänge sind kantonal, die Partnerschaft besteht seit 1841.

Seit 1841 ist unsere Schule eine Benediktinerschule. Die Schüler kamen zwar nicht in eine Abtei mit barocken Fassaden und feierlichen Klausurgängen, und lange, allzu lange erlebten sie die Liturgie am Rande und in engen Gotteshäusern. Doch haben sie zu jeder Zeit erlebt, wie Gebet und Arbeit ihre Lehrer prägte.

Gebe Gott, daß auch in Zukunft dieser «Anschauungsunterricht fürs Leben» erhalten bleibt.

P. Leo Ettlin

Nicht nur Schulmeister!

Beiträge von «Kollegiherren» zur Kultur Obwaldens

Sarnen ist kein Klosterdorf wie Einsiedeln, Obwalden kein Klostertal wie Engelberg. Als die Benediktiner 1841 ins Aatal kamen, war der Boden längst gerodet. Sie haben sich in Sarnen am Rande eines schon seit Jahrhunderten bestehenden Fleckens niedergelassen. Ihre Bauten prägen zwar ein Quartier des Hauptortes, aber es sind Bauten verschiedener Stilrichtungen, in Jahrzehnten zusammengefügt und aneinander gereiht, wie es die Bedürfnisse der Zeit gerade forderten. An eine einheitliche Anlage wie Muri oder Einsiedeln konnte man nicht denken.

Man hat den Benediktinern aus dem Aargau auch nicht die Missionierung des Landes zugedacht. Obwalden war katholisch, und im Sinne der katholischen Reform wirkten seit dem frühen 17. Jahrhundert die Kapuziner. Der Ausdruck «die frumben Unterwaldner» war schon seit der Zeit der Aufklärung gebräuchlich, und es steckte dahinter eher Mitleid und leiser Spott als Anerkennung aufgeklärter Philosophen. Freilich wurden immer wieder Benediktiner zu Aushilfen auf die Kanzel und in den Beichtstuhl gerufen, aber eine reguläre Seelsorge entstand nicht. Dafür betreuten sie schon bald die Diaspora des Berner Oberlandes in regelmäßigen Sonntagsaushilfen – durch Jahrzehnte hindurch eigentliche Missionsstationen.

Die Aufgabe, die den Benediktinern aus Muri zugedacht war, bestand in der Führung der kantonalen Lateinschule, die seit 1752 als «Dilliersches Kollegium» bestand, aber seit den Zeiten der Revolution und Restauration ein kümmerliches Dasein fristete. Der Anfang war bescheiden, aber er bedeutete für die Schule einen Wendepunkt. Aus einer kleinen benediktinischen Expositur entstand ein Monasterium, und die Schule expandierte. Eigentlich profitierten damals beide Teile. Das durch einen Gewaltakt aufgeklärter Staatsmänner aufgehobene Kloster im Freiamt erhielt im Herzen der Schweiz einen Standort, der ihm die schweizerische Eigenart sicherte, wenn auch die Abtei seit 1845 rechtlich im Ausland existierte, zuerst im Vielvölkerverband der habsburgischen Donaumonarchie und seit 1919 im italienischen Staatsverband.

Obwalden hatte das Bestehen seiner Kantonsschule, einer der ältesten in schweizerischen Landen, gesichert. Sie brachte dem kleinen Urschweizerkanton durch Jahrzehnte hindurch wenig Probleme und noch weniger finanzielle Belastungen, zumal die Benediktiner seit 1868 mit der Errichtung eines Internates einen einigermaßen stabil bleibenden Schülerbestand sicherten. Die Führung dieser Schule ist sicher der größte und wesentlichste kulturelle Beitrag des Stiftes Muri-Gries ans Land Obwalden. Dahinter steckt die geduldige und disziplinierte Alltagsarbeit vieler – also nichts Außergewöhnliches und Sensationelles. Aber was würde aus der Kultur eines Landes ohne höhere Schulen? Diese Leistungen zu würdigen, ist nicht meine Aufgabe. Eigenlob hat immer einen Beigeschmack. Wir übergehen alles, was mit der Schule im Zusammenhang steht, also auch das Theater und Orchester und die Publikationen, die von Professoren als Lehrmittel verfaßt wurden. Ich möchte lediglich darstellen, wie die Benediktiner Beiträge zur Kultur Obwaldens lieferten. Es sind Werke, die in freien Stunden entstanden sind, in den Ferien und bis spät in den Abend beim Lampenschein. Solche Studien waren meist vom Lehrstoff angeregt, sie vertieften die Lehrmaterie und adaptierten sie auf den lokalen Raum. Wir legen uns noch eine Einschränkung auf, indem wir nur Werke verstorbener Mitbrüder würdigen. Daß auch heute noch Konventualen dem Beispiel ihrer Vorgänger folgen, wird als bekannt vorausgesetzt.

Schon 1852 – elf Jahre nach dem benediktinischen Anfang in Sarnen und sieben Jahre nach der Besiedlung des ehemaligen Augustinerstiftes in Gries bei Bozen – schickte Abt Adalbert Regli einen Primizianten aus dem Südtirol nach Sarnen. Es war *Pater Martin Kiem*. Der junge Südtiroler war bald ein geschätzter Lehrer. Er identifizierte sich rasch mit der kleinen Schule und arbeitete mit dem Rektor und späteren Abt Augustin Grüniger zielstrebig am Ausbau der Lehranstalt. Der Bau des Internates ist weitgehend sein Verdienst. Pater Martin arbeitete sich auch rasch als Autodidakt in die Materie der Geschichtswissenschaft ein. Seine historischen Werke müssen auch heute noch herangezogen werden. Das betrifft besonders seine zweibändige Geschichte des Klosters Muri (Stans 1889 und 1891) und die Edition der *Acta Murensia* (Quellen zur schweizerischen Geschichte III, 1883). Der Südtiroler hat sich auch eingehend mit der Lokal-

geschichte Obwaldens auseinandergesetzt. Von ihm stammt die erste Biographie des Gründers des Kollegiums Sarnen Johann Baptist Dillier (1864). 1865 schrieb er eine historische Skizze über das Collegium Sarnen. Darauf wandte er sich den Quellen zur Geschichte der Pfarrei Sarnen zu. Diese historischen Skizzen, die von 1867 bis 1874 als Beilagen des Jahresberichtes erschienen, sind heute noch grundlegend, und kein Forscher kommt an ihnen vorbei. Wertvolle Forschungen von Pater Martin Kiem finden sich auch im «Geschichtsfreund» des Historischen Vereins der V Orte. Wir erwähnen die «Studien über das Meieramt in Giswil und seine Rechtungen». (Band XVIII), «Die Entwicklungsgeschichte und die Landammänner von Unterwalden Ob dem Walde» (Band XXXIII), «Die Alpenwirtschaft und die Agrikultur in Obwalden seit den ältesten Zeiten» (Band XXI). Dazu edierte Pater Martin im «Geschichtsfreund» eine ganze Reihe von Urkunden und Regesten aus dem Staatsarchiv Obwalden, dem Frauenkloster St. Andreas in Sarnen, der Pfarrlade von Sarnen und der Teilsame Ramersberg. Es ist keine Anmaßung und keine Übertreibung, wenn man den Chronisten Pfarrhelfer Anton Kuchler und P. Martin Kiem als Väter der Obwaldner Geschichtsschreibung bezeichnet.

Seit 1864 erschienen gedruckte Jahresberichte der «Kantonalen Lehranstalt». Diese Jahresberichte verraten unmißverständlich ihr Vorbild, den «Catalogus» der Jesuitenschulen. Auch der Brauch, die Noten der Schüler schwarz auf weiß zu drucken, war jesuitisches Vorbild, ein wirksames Mittel, Fleiß und Ehrgeiz anzuregen! Ebenfalls jesuitischer Tradition entstammte die Sitte, dem Jahresbericht eine wissenschaftliche Arbeit beizulegen. Sie sollte nach der jesuitischen «Ratio Studiorum» den Fervor scientiarum der Dozenten wach halten. Über mehr als hundert Jahre erschienen zu unserem Jahresbericht solche Beilagen. 1901 erschien erstmals eine Doktordissertation als Beilage. Daß dieser Strom der Wissenschaft heute versiegt ist, hat mit dem wissenschaftlichen Eifer der Professoren weniger zu tun als mit den bekanntlich stark gestiegenen Druckkosten. Der jährlich wiederkehrende Kampf um das Schulbudget hat einen alten und schönen Brauch verschwinden lassen.

Diese wissenschaftlichen Beilagen sind mehr als nur Zeugen des forschenden Fleißes – die ersten zehn Nummern hatte Pater Martin Kiem, der Unermüdliche, verfaßt – sie sind zeitgeschichtliche Kultur-

denkmäler. Bis über die Jahrhundertwende hinaus spürt man den Geist der späten Romantik. Diese oft belächelte Geistesrichtung beinhaltet ja mehr als bloß Idyllen. Die romantische Bewegung war wissenschaftlich äußerst kühn und fruchtbar, besonders in historischer und philologischer Richtung. Die Taten der Alten, ihre Sprache, ihre Dichtungen und Sagen lebten wieder auf. Nach dem Historiker Pater Martin Kiem pflügte *Pater Leo Fischer* den sprachgeschichtlichen Acker: «Der Cid und Cidromanzen» (1887), «Germanische Elemente im Spanischen» (1892), «Sprachgeschichtliche Abhandlungen» (1894). Pater Leo Fischer war nicht nur sprachwissenschaftlich interessiert, er verfaßte auch einige Lehrbücher. Die Zeitgenossen schätzten aber besonders seine lyrischen Gedichte aus dem Geist des Münchner Kreises und der späten Romantik. Diese Poesien, die dem Kult der reinen Form huldigen, sind heute vergessen. Zwischen Leo Fischer und der modernen konkreten Poesie stehen Welten. An dieser Stelle mag aber Fischers Unterwaldnerlied an ihn und seine Zeit erinnern:

O holdes Unterwaldner Land,
Wohl bist du schlicht und klein,
Doch klein ist auch der Diamant,
Der sel'tne Edelstein!
Und wenn dich rings mit engem Saum
Begrenzen Berg und Flut,
So war in dir doch immer Raum
Für Ruhm und Heldenmut.

Von deiner Väter Taten schallt
Die Kunde allerwärts,
Denn ob und nid dem Kernserwald
Gedieh manch treues Herz.
Manch freies Herz, das nicht ertrug
Der Feindesheere Spott,
Manch treues Herz, das einzig schlug
Für Vaterland und Gott.

Ein solches Herz besaß der Held,
Der Sempachs Schlacht entschied.
Und Nikolaus, der gern der Welt
Entsagt als Eremit;
Der eine holte sich im Streit
Den Preis, der nie vergeht,
Der andre als der Einigkeit
Friedliebender Prophet.

O holdes Unterwaldner Land,
Wie bist du schlicht und klein,
Doch klein ist auch der Diamant,
Der sel'tne Edelstein.
Wie einst die edle Römerin
Im grauen Altertum,
So sprichst auch du mit stolzem Sinn:
«Zwei Söhne – sind mein Ruhm!»

Es ist allzu verständlich, daß diese Ode im Geiste August von Platen nicht die unterwaldnerische Staatshymne wurde.

Dieser Geist mehr formaler als wissenschaftlicher Romantik ist mit *Pater Emmanuel Scherer* überwunden, und doch hat gerade er (zehn Jahre nach Leo Fischers Tod) Leben und Werk des Dichtermönches eingehend gewürdigt (Leo Fischer, Versuch einer Darstellung seines Lebens und Schaffens, 1906). Diese Huldigung des nüchternen Wissenschaftlers kam nicht von ungefähr; denn P. Leo Fischer, der sensible Meister der Sprache, hatte seinen späteren Mitbruder als Gymnasiasten stark beeinflußt und in dem mehr naturwissenschaftlich begabten Schüler die Liebe zur Muttersprache und zum Schöngestigen geweckt.

Pater Emmanuel Scherer war ein universaler Geist, und es ist nicht möglich, das Werk dieses vielseitigen Gelehrten auf knapp bemessenem Raum zu würdigen. Wir müssen uns hier auf die Verdienste, die er für Obwalden hat, beschränken. Dabei war gerade er der Mann, der durch seine wissenschaftlichen Leistungen den katholischen Inner-schweizerschulen im In- und Ausland Ansehen verschaffte. Pater Emmanuel hat, ohne daß er sich darüber Rechenschaft gab, viel zum

Ausbruch aus dem katholischen Ghetto beigetragen. Es ist bezeichnend für ihn, daß er gegenüber literarischen und wissenschaftlichen Werken, die zur Selbstbestätigung das Epitheton «katholisch» brauchten, skeptisch war. Eine katholische Literatur und eine katholische Wissenschaft kannte er nicht.

Pater Emmanuel Scherer hatte in Innsbruck und in Freiburg im Uechtland, dort als Vorzugsschüler von Professor Westermaier, Biologie studiert. Diesem angestammten Fach ist er als Gelehrter zeitlebens treu geblieben. Eine Reihe seiner wissenschaftlichen Aufsätze behandeln biologische Detailstudien und didaktisch-methodische Überlegungen. Kostbare und im Kollegium pietätvoll gehütete Erbstücke sind sein vollständiges Herbarium von Obwalden und das Herbarium der Alpenflora.

Schon früh zeigen sich bei ihm Interessen für die Urgeschichte. Auf diesem Gebiet hat Pater Emmanuel bedeutende Forschungen gemacht und Studien publiziert, die seinen Ruhm in der wissenschaftlichen Welt begründen. Für Obwalden ist besonders von Bedeutung seine umfassende Arbeit über «Die vorgeschichtlichen und frühgeschichtlichen Altertümer der Urschweiz» (1916), worin die 1913 entdeckte Römersiedlung in Alpnach den größten Raum einnimmt. Diese Publikation brachte ihm die Ehrenmitgliedschaft der Antiquarischen Gesellschaft Zürich ein.

Die Geschichte verdankt ihm wertvolle Briefwechsel-Publikationen aus der Mitte des 19. Jahrhunderts. Er edierte einige Werke des Barock-Jesuiten Jakob Gretser, von denen das Bruder-Klausen-Spiel vom Jahre 1586 erwähnt sein soll (1928). Vertraut mit dem romanischen und angelsächsischen Sprachraum, edierte er aus Englischen Reisebeichten über Unterwalden aus dem 18. Jahrhundert.

Wer Pater Emmanuel Scherer als Historiker würdigt, begegnet unweigerlich seinem Freund Robert Durrer. Man darf annehmen, daß der geniale Durrer einige historische Arbeiten unseres Mitbruders angeregt hat. Fest steht, daß Pater Emmanuel auch Durrer förderte und unterstützte. Im Vorwort zum zweibändigen Quellenwerk «Bruder Klaus» schreibt Robert Durrer über Pater Emmanuels Anteil an dieser grundlegenden Edition:

«Ich finde kaum den Ausdruck, um die selbstlose Mitarbeit meines Freundes Dr. P. Emmanuel Scherer, Professor an der kantonalen



Exlibris des Benediktinerkollegiums Sarnen.

P. Bruno Wilhelm ließ diese Radierung zur Erinnerung an den gelehrten Polyhistoriker in den dreißiger Jahren durch die Wiener Künstlerin J. Hölzer-Weinek herstellen und durch Heinrich Graf in München drucken.

Lehranstalt Sarnen ins gebührende Licht zu stellen. Er hat mir stets mit seinem Rate beigestanden, das Manuskript durchgelesen, den direkten Verkehr mit der entfernten Druckerei abgenommen, die Korrekturbogen mitkorrigiert, einige prächtige Übersetzungen und das sorgfältige Register selbständig beigesteuert. Ihm kommt ein maßgebender Anteil an dem Gelingen dieses Werkes zu.»

Robert Durrer und Emmanuel Scherer – ein ungleiches Freundespaar, was das Temperament betrifft: Durrer, der Unstete und Sprunghafte, ein Mann der Intuition und der Laune, der geniale Privatgelehrte, und Scherer, der mönchisch aszetische Forscher, schüchtern, zurückhaltend, ein Mann der Disziplin. Durrer brauchte neben sich den Mann der Ordnung, den Mahner und Anspörner. Von seinem Freund aus Sarnen hat Robert Durrer diese Mahnungen angenommen – und Pater Emmanuel verstand es, sie poetisch schmackhaft zu machen. Von keinem anderen hätte Durrer solche Kritik (allerdings in diplomatischer feiner Verpackung) ertragen.

Die Lebenszeit von Pater Emmanuel war kurz bemessen. Mit 53 Jahren starb er an einer Typhuserkrankung, die er sich bei Grabungen im Wauwilermoos geholt haben soll. Wer die Nekrologe und Kondolenzten dieser Spätschmerztagen von 1929 nachliest, spürt heute noch die echte Trauer, die einen großen Freundeskreis lähmte. Trauriges Zusammentreffen – als das Professorenheim – heute würde man es unbekümmert Kloster nennen – eingeweiht wurde, lag Emmanuels Leiche im Totenzimmer.

Pater Bruno Wilhelm stammte aus Henhart in Österreich. Als die Klostergründung in Volders bei Innsbruck, wo er eingetreten war, aufgegeben wurde, suchte er einen anderen Benediktinerkonvent und entschied sich für Sarnen, weil ihn die Schönheit des Landes dazu bewog. Pater Bruno war ein aufgeschlossener Geist und ein unermüdlicher Arbeiter. Mit leichter und spitzer Feder bediente er viele Zeitungen und Zeitschriften mit seinen Aufsätzen. Sein liebstes und bedeutendstes Forschungsgebiet waren die Anfänge des Klosters Muri und die *Acta Murensia*. All das hängt zusammen mit der frühen Genealogie des habsburgischen Geschlechtes. Schon viele Gelehrte haben darüber geschrieben und geforscht. Wer sich im Dschungel der unübersehbaren Thesen und Hypothesen gelehrter Mediävisten orientieren will, tut immer noch gut, zuerst Bruno Wilhelms Arbeit «Die ältesten Geschichtsquellen des Stiftes Muri im Lichte der neueren Forschung» (Festgabe zur neunten Jahrhundertfeier der Gründung des Benediktinerstiftes Muri-Gries, 1927) zu lesen. Pater Bruno hat sich aber auch mit der Obwaldner Geschichte befaßt. In seinem Beitrag «Obwaldens Abfall vom Defensioale im Jahre 1678» im Jahrbuch für Innerschweizer Heimatkunde (Band 1, 1936) leuchtet er mit

Spürsinn die Hintergründe innerschweizerischer Politik aus. Wer Pater Bruno kannte, ist über seine Intuition für die innerschweizerische Mentalität nicht erstaunt. Der Österreicher hatte sich in seiner Wahlheimat buchstäblich naturalisiert und der sonst professorale Bruno Wilhelm fand seine Freundschaften nicht in den oberen Schichten des Tales, sondern bei bärtigen Bauern und Äplern.

Viel zu verdanken hat Obwalden seinem Mitbürger aus der Schwendi *Pater Hugo Müller*. Die meisten Zeitgenossen haben ihn noch gekannt: seinen berglerischen Gang, seinen unverkennbaren Tonfall und sein Schatzkästlein geistvoller Witze und Sprüche. Die Basler und Oberrheiner hatten ihren Johann Peter Hebel, die Obwaldner den Hugo Müller. Beiden ist eines gemeinsam: sie waren Alemannen. Zuerst aus Liebhaberei, dann immer mehr professionell erforschte Pater Hugo die Obwaldner Flurnamen. Nach jahrelangen, mühsamen Vorarbeiten legte er im Jahresbericht 1939 den ersten Teil seiner «Obwaldner Flurnamen» vor. Und dann folgten noch zwei Hefte (1943 und 1946). Diese Forschungsergebnisse wurden 1952 im «Obwaldner Namenbuch» systematisch zusammengefaßt. Durch regierungsrätlichen Beschluß wurde die Nomenklatur dieses Werkes zur offiziellen Schreibweise der Flur- und Familiennamen des Kantons erklärt. Pater Hugo ging in dieser Forschung höchst originelle Wege. Er verifizierte seine Ergebnisse und Hypothesen an Ort und Stelle, und das führte ihn in alle Winkel und Ecken des Obwaldner Landes. So kannte er wie kein zweiter seine Heimat und beherrschte auch den Dialekt in allen Nuancen. Jeder, der den Obwaldner Dialekt gründlich kennen will, tut gut daran, seine beiden Arbeiten «Der Obwaldner Dialekt» (1933) und «Die Schreibweise der Obwaldner Mundart» (1951) zu studieren.

«Nicht nur Schulmeister» haben wir am Anfang dieses unvollständigen Aufsatzes geschrieben. Vieles blieb unerwähnt. Doch mag dieser fragmentarische Rückblick zeigen, wie stark diese benediktinische Niederlassung in den 140 Jahren ihres Bestehens mit Land und Volk verwurzelt ist. Es ist kein barockes Stift, nur ein bescheidenes Priorat, in dem das Lob Gottes und die tägliche Mühsal des Erziehens und Unterrichtens im Vordergrund steht. Auf diese Weise wird es der Devise des Ordens «Ora et labora – Bete und arbeite» gerecht.

P. Leo Ettlin

So war es anno dazumal

Wer als goldener Maturajubilar von Sarnen zur Feder greift, gerät in die Versuchung, den vielen, zumeist sonnigen Erinnerungen zu erliegen, die im nachhinein mehr als damals jene Kollegijahre verklären. Offenbar ist das so in Kauf genommen worden. So brauche ich mir, bei aller Raffung, keine Gewalt anzutun, freilich ohne mich ins Anekdotische zu verlieren. Man müßte die Plaudergabe eines Heinrich Federer, seine Erinnerung an versunkene Jugendtage besitzen, um der Aufgabe gerecht zu werden. Keiner hat wie er jene Gymnasialjahre in Sarnen, die Professoren, die Mitschüler, die ganze Atmosphäre in Erinnerung rufen können. Nur eines hat er mit mir gemeinsam: Jahrelang ist er als Externer von Sachseln ins Kollegi nach Sarnen gewallt, um sich dort an den Quellen der Weisheit zu laben und zu ernähren, jenes Kollegi, «das nicht bloß eine rassige Schule, sondern durch sein Internat auch etwas wie Elternhaus und durch seine Satzung, Hauskapelle und priesterliche Professorenschaft gleichsam eine kleine intime Studentenpfarrei darstellte».

Gut vierzig Jahre nach Federer nahm ich, ohne derlei Assoziationen, den gleichen Weg unter die Füße, mit meinem Bruder, der mir um zwei Klassen voraus war. Ich gab mir damals keine Rechenschaft, daß gut achtzig Jahre vorher, im November 1841, unser Großvater zu jenen Erstkläßlern gehört hatte, über die die Verantwortung zu übernehmen, die aus Muri vertriebenen Benediktinermönche sich eben mit dem Staat Obwalden verständigt hatten. Es war ein Segen für den Kanton, nicht weil er die Verantwortung auf tüchtige Schultern hatte laden und eine billige Schulleitung und Lehrerschaft hatte finden können. Vielmehr scheint mir die Bildungs- und Erziehungsarbeit, die Sankt Benedikts schwarzbekuttete Söhne an der Jugend unseres Landes leisteten und leisten, und auch die Funktion eines schulischen und wissenschaftlichen Brennpunktes in Obwalden, die das Sarner Kollegium, neben der bewährten Stiftsschule von Engelberg, übernahm und seither ausübte, von unwägbarem Wert zu sein. Man muß sich nur an viele (frühere) Beilagen zu den Jahresberichten erinnern; man brauchte sie nicht immer zu lesen. Jedenfalls gestehe ich, daß ich mit der ersten solchen mir am Schluß des Schuljahres 1922/23 nebst dem «Katalog» in die Hand gedruckten Beilage «Platons Eutyphron,

philosophisch und ästhetisch gewürdigt» aus der Feder des gescheiten und eindrucksvoll amtenden Rektors Johann Baptist Egger nichts anzufangen wußte; aber ich besitze sie noch wie alle seitherigen. Man darf auch daran erinnern, wie einzelne Kollegiprofessoren von Alters her – stellvertretend sei nur P. Martin Kiem genannt – sich um Obwalden, seine Geschichte und seine Werte verdient gemacht haben.

Mit mehr oder weniger Neugier trat man damals mit den Mitschülern und Lehrern in Kontakt. Von den 319 Schülern meines ersten Kollegijahres waren nur 80 extern, davon 24 Realschüler. Im »Museum« der Externen mit den drei Stehpulten im Hintergrund führte P. Chrysostomus Durrer, ein damals dunkelbärtiger Obwaldner, als Präfekt den Stab. Seine Pädagogik war nicht besonders geschliffen, aber verständlich. Andererseits wunderten wir uns über die Internen, daß sie ihren Präfekten P. Thomas, wenn er mit seinem Ostschweizer Mundwerk ein abgehacktes Schnellfeuer losließ, überhaupt verstehen konnten. Kräftig und deutlich pflegte offenbar der Subpräfekt im Pensionate, P. Michael, sich zu äußern. Von ihm hatte man hie und da den Eindruck, er sehe die außerhalb seines Kompetenzbereiches aufwachsenden Externen als den Verlockungen der Welt und des Teufels besonders ausgesetzt an.

Allmählich rückte man in den Klassen vor, wurde älter, wurde «ein Großer». Man überstand einigermaßen unbeschadet P. Leos kräftige Lateinlektionen und fand dann in P. Augustin einen nicht nur musikalisch feinfühlenden Hauptlehrer. Dann setzte Bernard Kälin, Rektor und später Abtprimas, unserem Studium die Krone scholastischer Philosophie auf. Früh aufgezehrt (P. Johann Baptist Egger, P. Emmanuel Scherer) oder von der Jahre Last gebeugt (P. Philipp Staubli), zollte in jenen Zeiten der eine und andere Professor Freund Hein seine Reverenz. Jüngere, lebhafte Kräfte rückten nach: etwa Pater Hugo («der Schwanderbiob»), oder der früh dahingeraffte P. Bruno, der uns mit seinem Wissen in scheinbar spielerischer Art unterrichtete und beeindruckte; dann P. Bonaventura, jugendlich, kontaktfreudig, zum Führen geboren, der in meinem letzten Schuljahr das Szepter des Externenpräfekten übernahm, in der Deutschstunde uns mit neuester Literatur vertraut machte, nebenbei die Feldmusik dirigierte, im Theater Regie führte und mir im «Jedermann»

Gelegenheit gab, als Gott der Herr weit oben zu thronen und von dort meine Baßstimme erschallen zu lassen. Jahre später wurde Rektor Bonaventura mein Kollege im Obwaldner Erziehungsrat.

Doch ich muß abbrechen. Allzuvielen Erinnerungen werden lebendig, viele Stimmen von einst werden wach, viele Namen, von Lehrern in Sankt Benedikts Habit vor allem, müßte man dankbar nennen. Requiescant – und mögen sie uns nicht nachtragen, wenn wir sie im Leben nicht so geschätzt und geehrt haben, wie man es in der Rückschau wünschte! Möchten sich nur immer genug gute, würdige, tüchtige und fromme Nachfolger in den gleichen Fußstapfen finden!

Ludwig von Moos

Wir danken von Herzen allen, ohne deren finanzielle Hilfe die Herausgabe dieses Jubiläums-Heftes nicht möglich gewesen wäre.

An die Abonnenten!

Dieses Sonderheft zum Benediktus-Jubiläum enthält keine Nachrichten. Heft 4, das Anfang Dezember erscheinen wird, wird vor allem ein Nachrichtenheft mit einem Bericht über den Alt-Sarner-Tag sein.

Wir bitten um Verständnis.

Redaktion: Dr. P. Rupert Amschwand. Telefon des Kollegiums 041 - 66 10 22

Druck und Versand: Ehrli Druck AG, Dorfplatz 3, 6060 Sarnen

Expeditionsgeschäfte: Dr. P. Ludwig Knüsel, Subprior, Kollegium, 6060 Sarnen

Die Kollegi-Chronik erscheint viermal im Jahr

Bezugspreis: Fr. 10.–, Postcheck 60-6875, Kollegi-Chronik, Sarnen. Ausland Fr. 12.–